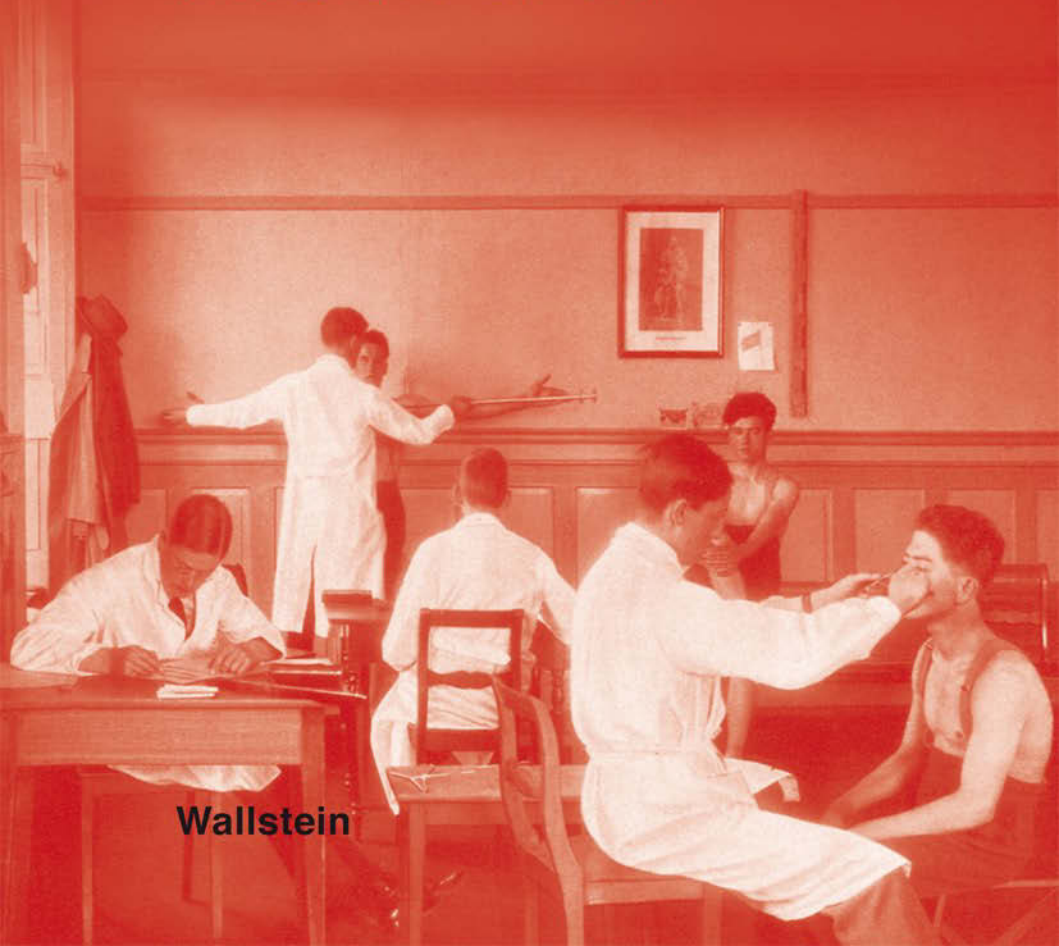


**Pascal
Germann**

Laboratorien der Vererbung

**Rassenforschung und Humangenetik
in der Schweiz 1900–1970**



Wallstein

Pascal Germann
Laboratorien der Vererbung

Pascal Germann

Laboratorien der Vererbung

Rassenforschung und Humangenetik
in der Schweiz, 1900-1970

WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Einleitung	7
1. Die Julius Klaus-Stiftung als Katalysator der Genetik und der Rassenforschung	37
2. Körper vermessen. Rassenforschung und Anthropometrie, 1900-1960	65
2.1 Entwicklungen, Zäsuren und Zielsetzungen der Schweizer Rassenanthropologie, 1900-1930	69
2.2 Die Macht des Vermessens. Anthropometrische Forschungspraxis und die soziale Konstruktion des Phänotyps	102
2.3 Rasse und Nation. Die Schweizer Rassenanthropologie im Zeitalter entfesselter Biopolitik, 1930-1945	130
2.4 Flexible Körper und unsichtbare Rassen. Die Praxis der Rassenklassifikation und die Transformationen der Anthropometrie, 1932-1964	161
2.5 Fazit	179
3. Stammbäume sammeln. Medizinische Genetik und Genealogie, 1900-1970	183
3.1 Stammbäume, Statistik und Eugenik. Der Aufstieg der medizinischen Vererbungsforschung, 1900-1940	188
3.2 Kooperationsverhältnisse. Der Aufbruch der Genetik in der Schweiz und die wissenschaftliche Außenpolitik des Nationalsozialismus	222
3.3 »Nature's Laboratories«. Alpine Isolate, Erbkrankheiten und die Praxis der genetischen Feldarbeit	257
3.4 Stammbäume und Chromosomen. Medizinische Genetik in der Nachkriegszeit	288
3.5 Fazit	305

4. Gene lokalisieren. Blutgruppenforschung zwischen Rassenanthropologie und Populationsgenetik, 1940-1970	309
4.1 Der Zweite Weltkrieg, die UNESCO und die Kontinuität der Rassenforschung in der Schweiz	314
4.2 Mobilisierung des Blutes. Serologische Rassenforschung, medizinischer Blutspendedienst und totale Landes- verteidigung	340
4.3 Repräsentationen der Diversität und das Verschwinden der europäischen Rassen	377
4.4 Fazit	407
5. Abschied von der Rassenhygiene und ein offenes Ende . .	411
Dank	420
Anhang	423
Bibliographie	423
Abbildungsverzeichnis	484
Abkürzungsverzeichnis	485
Personenregister	486

Einleitung

An einem Tag im April 1954 erreichten zwei Geländewagen über eine lange, kurvenreiche Straße das abgelegene Bergdorf St. Antönien im schweizerischen Kanton Graubünden. Ein Schreiben der Gemeindebehörde hatte die rund 400 Einwohner und Einwohnerinnen vorbereitet: Eine Equipe von Wissenschaftlern aus dem Flachland habe sich angekündigt. Die Dorfbewohnerschaft solle sich rechtzeitig in der Dorfschule versammeln. Als die neun in weißen Kitteln gekleideten Forscher und Forscherinnen im Dorf ankamen, teilten sie sich in zwei Gruppen auf. Die erste Gruppe vermaß die Dorfbewohner mit Hilfe verschiedener Instrumente. Ein Tasterzirkel diente zur Messung von Kopflänge und Kopfbreite, ein Anthropometer zur Messung der Körperhöhe und ein Gleitzirkel zur Messung von Nasenhöhe und Nasenbreite. Anhand von skalierten Tafeln bestimmten die Wissenschaftler zudem Farbe und Form der Haare, Augenfarbe, Nasenprofil und Profil des Hinterhauptes. Die Forschenden der zweiten Gruppe waren mit Spritzen und Pipetten ausgerüstet. Sie entnahmen den Dorfbewohnern mittels Venenpunktion Blutproben, die später in serologischen Laboratorien auf ABo-Blutgruppe, Rhesusfaktor und weitere Eigenschaften untersucht wurden. Zugleich ermittelten sie zahlreiche »genetische Merkmale« wie etwa die Form des Ohrläppchens, die Fähigkeit, die Zunge zu rollen oder den Bitterstoff PTC zu schmecken. Darüber hinaus nutzten die an der Untersuchung beteiligten Mediziner die Gelegenheit, die Bevölkerung auf diverse, als vererbt geltende Anomalien und Krankheiten zu überprüfen. Eine letzte Datenaufnahme erfolgte ohne Kontakt zu den Dorfbewohnern. Im Austausch mit Zivilstandsämtern und Gemeindearchiven sowie unter Mitarbeit von Genealogen versuchten die Wissenschaftler, die Verwandtschafts- und Abstammungsverhältnisse der gesamten Einwohnerschaft zu rekonstruieren. Mit einer Vielzahl ausgefüllter Formulare und Tabellen sowie mit Blutproben verließ das Forscherteam wenige Tage nach seiner Ankunft das Bergdorf.¹

1 Die Rekonstruktion dieser Untersuchung basiert auf: Huser/Moor-Jankowski/Rosin 1956; Hägler et al. 1954; Archiv SNF, Gesuch Nr. 614, Arbeitsgemeinschaft für Untersuchungen über Blutgruppen und anthropologisch-genetische Merkmale der Walser an Lehmann, 30.12.1953.

Die Erhebungen waren Teil eines groß angelegten Forschungsprojektes. Namhafte Humangenetiker, Anthropologen, Populationsbiologen, Statistiker und Serologen verschiedener Schweizer Universitäten beteiligten sich daran und kooperierten dabei mit renommierten Genetikern aus England und den USA. Die Ziele der Untersuchungen, welche die Wissenschaftler in einer ganzen Reihe von Südostschweizer Bergdörfern durchführten, waren vielfältig. Eine wichtige Rolle spielten Rassenfragen: Mittels der Verbindung von Körpermessungen, Labortests und genealogischen Analysen hofften die Wissenschaftler rassische Verwandtschaftsverhältnisse zu klären. Solche Perspektiven der Rassenanthropologie ließen sich mit populationsgenetischen Problemstellungen verbinden. Das Interesse galt etwa der Frage nach den Faktoren, welche die Genfrequenzen innerhalb isolierter Populationen beeinflussten. Schließlich verfolgte das Projekt auch medizinisch-genetische Erkenntnis- und Präventionsziele. Die Suche nach den genetischen Grundlagen von Krankheiten ging dabei einher mit dem eugenisch motivierten Vorhaben, Risikopopulationen erbgesundheitlich zu überwachen. Gemeinsam war den am Projekt beteiligten Forschern das Bestreben, menschliche Populationen in ›Laboratorien‹ zu verwandeln, um so Erkenntnisse über Mechanismen und Phänomene der menschlichen Vererbung zu gewinnen.

Das hier kurz umrissene Forschungsprojekt aus den 1950er Jahren verweist auf vier zentrale Problemstellungen, die in dieser Arbeit adressiert werden. *Erstens* verdeutlicht das Beispiel, dass das Forschungsfeld der menschlichen Vererbung durch eine erstaunliche *Vielfalt an Praktiken, Disziplinen und Akteuren* geprägt war. Aus heutiger Sicht assoziiert man Studien zur menschlichen Vererbung in erster Linie mit der Erforschung von Genen und Chromosomen. Gerade die 1950er Jahre erscheinen aus dieser Optik als Jahrzehnt großer wissenschaftlicher Durchbrüche: Im Jahr 1953 entdeckten James Watson und Francis Crick die Doppelhelixstruktur der DNA, womit das in der klassischen Genetik abstrakt gebliebene Konzept des Gens eine materielle Basis erhielt; wenig später vermochte man an der Universität Lund die richtige Anzahl von 46 menschlichen Chromosomen zu ermitteln.² Die Aufklärung der molekularen Struktur der DNA übte jedoch längere Zeit kaum einen Einfluss auf die Humangenetik aus, zumal die molekulare Humangenetik erst zu Beginn der 1970er Jahre ihren Anfang nahm, als technologische Werkzeuge zur Sequenzierung und Mani-

2 Zur Neuzählung der menschlichen Chromosomen im Jahr 1956: Martin 2004. Zur Geschichte des Gens siehe vor allem: Müller-Wille/Rheinberger 2009; Fox-Keller 2001; Beurton/Falk/Rheinberger 2000.

pulierung der DNA verfügbar waren.³ Die korrekte Bestimmung der menschlichen Chromosomenpaare wiederum fand in einem Forschungsbereich – der humanen Zytogenetik – statt, der bis dahin eine Randstellung innerhalb der menschlichen Erbforschung fristete und erst Ende der 1950er Jahren einen fulminanten Aufschwung erlebte.⁴ Ein einseitiger Fokus auf die Erforschung von Genen und Chromosomen blendet somit die Vielgestaltigkeit und Breite der Forschung aus, die sich im 20. Jahrhundert mit Phänomenen der menschlichen Vererbung beschäftigte.⁵ Die Erhebungen in St. Antönien versammelten eine Vielzahl von wissenschaftlichen Praktiken, von Körpermessungen, genealogischen Rekonstruktionen und Blutgruppentests bis zu Bestimmungen der Augenfarbe und Untersuchungen des Ohrläppchens. Alle diese Praktiken spielten in den ersten zwei Dritteln des 20. Jahrhunderts eine wichtige Rolle beim Bestreben, Phänomene der menschlichen Vererbung zu erkunden und unter Kontrolle zu bringen. Ihre konzeptionellen Grundlagen, sozialen Voraussetzungen und epistemischen Effekte werden in dieser Arbeit beleuchtet. Mit der Vielfalt von Praktiken korrespondierte zudem eine Vielfalt von Akteuren und Disziplinen, die zum Feld der menschlichen Vererbungsforschung beitrugen. Dazu gehörten Anthropologen, Botaniker, Zoologen, Genealogen, Statistiker, Mathematiker und vor allem Vertreter medizinischer Disziplinen, so etwa Psychiater, Ophthalmologen, Serologen, Hämatologen, Radiologen, Endokrinologen, Geomediziner und Sportmediziner: Sie alle waren an der Produktion von Vererbungswissen beteiligt und werden in den folgenden Ausführungen ihre Auftritte haben.

Studien zur menschlichen Vererbung hatten es – und damit komme ich zum *zweiten* Punkt – mit einem *schwierigen Untersuchungsobjekt* zu tun. Im Gegensatz zu Mäusen oder Fruchtfliegen lassen sich Menschen nicht so einfach Laborbedingungen unterwerfen. Sie verfolgen ihre eigenen Pläne und verfügen über ein weites Spektrum an Handlungsmöglichkeiten, das von hilfsbereiter Eigeninitiative über unterschiedliche Grade der Kooperation bis zu passivem oder aktivem Widerstand reicht. Dennoch sprachen Vererbungsforscher in Bezug auf menschliche Populationen von »Laboratorien« oder »Naturexperimenten«, und diese Rhetorik prägte ihre Ideen, Vorstellungen und Vorgehensweisen. Diese Wortwahl zeigt, wie sich die Forscher an der experimentellen Logik der klassischen

3 Zur Entwicklung der molekularen Humangenetik: Harper 2008, S. 363–386.

4 Zum Aufstieg der menschlichen Zytogenetik Ende der 1950er Jahre: Chadarevian 2013; Harper 2006. Siehe auch Teilkapitel 3.4.

5 Siehe dazu programmatisch: Gausemeier/Müller-Wille/Ramsden 2013b.

Genetik orientierten, obschon Eingriffe in die Fortpflanzung, wie sie für genetische Experimente erforderlich sind, beim Menschen offensichtlich ausgeschlossen waren.

Der Begriff des Laboratoriums verweist aber auch auf die Bestrebungen von Humangenetikern und Rassenforschern, Untersuchungen in sozialen und politischen Kontexten durchzuführen, die eine soziale Kontrolle der Untersuchten versprachen.⁶ Wissen über menschliche Vererbung war somit nicht nur in seinem Anwendungsbezug, sondern bereits bei seiner Entstehung mit Fragen der Macht verschränkt, und zwar ganz im Sinne von Max Webers prominenter Definition der Macht als »Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen.«⁷ Diese »Chance« war aber stets begrenzt. Im Fall der eingangs erwähnten Erhebungen in den Südostschweizer Bergdörfern verweigerten – trotz »Aufgebot« durch staatliche Stellen – etwa zwanzig Prozent der Bevölkerung Körpermessungen und Blutentnahmen.⁸ Machtasymmetrien und soziale Interaktionen zwischen Untersuchern und Untersuchten übten einen Einfluss auf die Datenproduktion und damit letztlich auf das herzustellende Vererbungswissen aus: Je nachdem, welcher Handlungsspielraum den Untersuchten blieb und welche moralischen, politischen oder sozialen Rücksichten erforderlich waren, mussten Wissenschaftler ihre Untersuchungsprogramme und -methoden den gegebenen Umständen anpassen. Oft zeigten sie wenig Skrupel, Untersuchungen an Orte zu verlagern, die es erlaubten, den sozialen Druck auf die zu untersuchenden Individuen zu erhöhen oder gar direkten Zwang auszuüben. Die hier zu erzählende Geschichte wird uns deshalb zu Kontexten und Institutionen führen, die durch hierarchische Verhältnisse und starke Machtgefälle geprägt waren: koloniale Kontexte, psychiatrische Kliniken, Institutionen des Militärs oder Internierungslager für Flüchtlinge.

Drittens zeugen die Untersuchungen in St. Antönien von einer *Verschränkung von Humangenetik und Rassenforschung*. Damit sind auch gleich die zwei zentralen Begriffe der vorliegenden Arbeit genannt; sie gilt es nachfolgend kurz historisch einzuordnen. Der deutsche Terminus Humangenetik wird gemeinhin als ein Begriff der Nachkriegszeit aufgefasst,

6 So verweist der Begriff des Laboratoriums stets auch auf die Idee einer gesteigerten sozialen Kontrolle. In diesem Sinn wurden oft Kolonien als Laboratorien konzipiert und imaginiert. Siehe dazu: van Laak 2006. Eine ausführliche und differenzierte Auseinandersetzung mit dem Begriff des Laboratoriums findet sich in: Knorr-Cetina 2002, S. 45-73.

7 Weber 1985, S. 28.

8 Huser/Moor-Jankowski/Rosin 1956, S. 714.

der auf semantischer Ebene eine Distanz zur nationalsozialistischen Rassenhygiene und eine Orientierung an der angelsächsischen *human genetics* markierte.⁹ Tatsächlich dominierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Bezeichnungen wie ›Erbbiologie des Menschen‹ oder ›Menschliche Erblehre‹. Wenig bekannt ist indessen die Tatsache, dass der Begriff Humangenetik bereits anfangs der 1930er Jahre in der medizinischen und biologischen Literatur auftauchte und während des Nationalsozialismus mit zunehmender Häufigkeit Verwendung fand. Gleichzeitig setzte er sich in der Nachkriegszeit keineswegs sofort durch.¹⁰ Anders als man annehmen könnte, markierte 1945 keinen terminologischen Wendepunkt.¹¹ Die vorliegende Studie, die einen weiten Zeitraum von 1900 bis 1970 abdeckt, reflektiert einerseits solche semantischen und terminologischen Verschiebungen. Durch einen ›kontrollierten Anachronismus‹ wird es andererseits möglich sein, Fragen nach langfristigen Entwicklungen und Kontinuitäten in den Blick zu rücken.¹² Der Begriff Humangenetik bezeichnet im Folgenden nicht nur jene medizinische Spezialdisziplin, die in der Nachkriegszeit in die Phase ihrer universitären Institutionalisierung trat, sondern wird auch – analog zum englischen *human genetics* – auf jenes ausgesprochen internationale und heterogene Forschungsfeld angewandt, das sich seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts dem Problem widmete, die neue Wissen-

9 Siehe etwa Kröner 1998.

10 So lautete etwa der Titel von Curt Sterns *Principles of Human Genetics*, das als erstes humangenetisches Lehrbuch der Nachkriegszeit international Resonanz fand, in deutscher Übersetzung noch 1955 *Einführung in die menschliche Erblehre*. Stern 1955. Einen Eindruck der nur langsam zunehmenden Verwendung des Begriffs Humangenetik vermitteln die von Google Books Ngram Viewer erstellten Kurven. Interessant ist es, die Begriffe ›Erbbiologie‹ und ›Humangenetik‹ zu vergleichen. Gemäß Ngram Viewer nimmt die Häufigkeit des Begriffs ›Erbbiologie‹ seit 1940 stark ab, aber erst im Jahr 1958 wird er seltener verwendet als der Begriff ›Humangenetik‹. Siehe: Ngram Viewer, <https://books.google.com/ngrams> [23.1.2015]. Zum Ngram Viewer als Werkzeug für die Geschichtswissenschaft: Sarasin 2012.

11 Dies gilt in besonderem Maße für die Schweiz, wo das Nebeneinander unterschiedlicher Terminologien durch die Mehrsprachigkeit zusätzlich verkompliziert wurde. So hieß etwa die erste, 1943 gegründete humangenetische Fachvereinigung auf Französisch Commission suisse de Génétique humaine, behielt aber auf Deutsch bis 1974 den Namen Kommission für die Erbbiologie des Menschen. Jb. SGV, 34, 1974, S. 1.

12 Zu diesem Konzept des Anachronismus siehe: Loraux 1993. Sie kritisiert in diesem Aufsatz die in der Geschichtswissenschaft verbreitete Auffassung, dass jeder Anachronismus in historischen Darstellungen zu verhindern sei. Demgegenüber plädiert Loraux für einen kontrollierten Anachronismus, der es ermöglicht, »Fragen an die Vergangenheit zu stellen, die sich die (damaligen) Zeitgenossen noch nicht ausdenken konnten.« Tanner 2004, S. 69.

schaft der Genetik und zunächst insbesondere die Mendelschen Prinzipien auf den Menschen anzuwenden. Das Forschungsfeld lässt sich dabei grob in medizinisch-genetische Forschungen, die Mechanismen der Vererbung in Bezug auf menschliche Krankheiten und Anomalien studierten, sowie in Untersuchungen zur Genetik nichtpathologischer Merkmale wie Augenfarbe oder Blutgruppen unterteilen.¹³

Auch der Begriff Rassenforschung entspricht nicht immer der Wortwahl in den Quellen. Er wird in dieser Arbeit als Sammelbezeichnung für Untersuchungen benutzt, in welchen der Begriff Rasse eine epistemische Schlüsselfunktion einnahm.¹⁴ Dominiert wurde das Forschungsgebiet von Anthropologen, die sich oft als eigentliche Rassenexperten verstanden, aber auch Mediziner, Biologen oder Statistiker partizipierten an Studien zu Rassenfragen. Der Rassenbegriff variierte dabei erheblich. Das Bedeutungsspektrum reichte von einem taxonomischen Begriff, der stabile, von der Natur vorgegebene Einheiten beschreibt, über die Auffassung von Rassen als Fortpflanzungsgemeinschaften, die im steten Wandel begriffen sind, bis zu einem Zielbegriff, der auf ein bevölkerungspolitisch und sozialtechnologisch herzustellendes Projekt in der Zukunft verweist. Oft blieb der Rassenbegriff vage, offen und unbestimmt. Gerade dadurch vermochte er aber als heuristischer Suchbegriff forschungsleitende Funktionen zu übernehmen und als interdiskursiver Kopplungsbegriff Verbindungen zwischen unterschiedlichen Disziplinen und Forschungsfeldern sowie zwischen Wissenschaft und Politik herzustellen.¹⁵ Gemeinsam ist den meisten wissenschaftlichen Verwendungsweisen des Rassenbegriffs im 20. Jahrhundert die Vorstellung, dass Rasse vererbt sei, das heißt, Rassenmerkmale von einer Generation an die nächste weitergegeben würden. Dies ermöglichte es der Rassenforschung, im Feld der Genetik nichtpathologischer Merkmale Anschluss an die Humangenetik zu finden.

Das eingangs skizzierte Forschungsprojekt verdeutlicht, wie es vor diesem Hintergrund selbst in der Nachkriegszeit zu engen Verbindungen von Rassenforschung und Humangenetik kam. Dies ist insofern irritierend, als es um zwei Forschungsbereiche geht, deren wissenschaftliche und historische Beurteilung aus heutiger Sicht nicht unterschiedlicher sein könnte. Historische Darstellungen zur Humangenetik erzählen, wie die Disziplin nach dem Zweiten Weltkrieg entstand und einen steilen Aufstieg zu einer

13 Siehe auch die Überlegungen zum Begriff *human genetics* bei Harper 2008, S. 5-7.

14 Zum Begriff der Rassenforschung siehe die erhellenden Überlegungen bei: Schmuhl 2003b.

15 Schmuhl 2003b, S. 28-33.

Leitwissenschaft erlebte.¹⁶ Demgegenüber postuliert das gängige Narrativ zur Rassenforschung den Irrweg einer ideologisch geleiteten Pseudowissenschaft und verweist auf ihre spätestens nach 1945 erfolgende resolute Zurückweisung durch die ›richtige‹ Wissenschaft – sprich die moderne Genetik.¹⁷ Eine solche klare Trennung zwischen pseudowissenschaftlicher Rassenforschung und wissenschaftlich valider Humangenetik stellt eine Ex-Post-Konstruktion dar, die den historisch rekonstruierbaren Verflechtungen zwischen Akteuren, Institutionen, Forschungsstilen und Diskursen nicht gerecht wird. Die folgenden Ausführungen werden zeigen, wie rassische Differenzvorstellungen die Humangenetik lange Zeit mitprägten und wie umgekehrt Rassenforschungen weit über 1945 hinaus Anschluss an wichtige Bereiche der Humangenetik fanden. Beide Forschungsfelder verfolgten den Anspruch, Erkenntnisse über die menschliche Vererbung zu gewinnen, und beide waren erstaunlich lange Zeit durch eugenische Visionen der genetischen Verbesserung der Bevölkerung geprägt. Die sozial-technologischen und bevölkerungspolitischen Zielsetzungen der internationalen Bewegung der Eugenik waren sowohl für die Herausbildung und die Entwicklung der Humangenetik als auch für die Kontinuitäten der Rassenforschung im 20. Jahrhundert von entscheidender Bedeutung. Im 20. Jahrhundert gibt es eine ineinander verwobene Geschichte von Rassenforschung, Humangenetik und Eugenik, und diese gemeinsame Geschichte erzählt die vorliegende Studie.

Für dieses Vorhaben erweist sich nun die *Schweiz* – und damit komme ich zum *vierten* Punkt – als besonders aufschlussreiches Beispiel. Die Jahrzehnte zwischen 1900 und 1970 markieren in der Schweiz eine Hochphase von Vererbungsforschungen, die auf der Ebene ganzer Bevölkerungen ansetzten und von Rassenuntersuchungen über medizinische Familienforschungen bis zu populationsgenetischen Forschungsprojekten reichten. Der Boom hatte zum einen forschungspraktische Gründe. Die Schweiz galt lange Zeit als besonders geeignet für bevölkerungsgenetische Untersuchungen. Vererbungsforscher verwiesen dabei auf die Vielzahl ›genetischer Isolate‹, womit sie alpine Bergdörfer meinten, deren Einwohner und Einwohnerinnen angeblich vorwiegend unter sich heirateten. Zudem betonten sie die gute genealogische Quellenlage und die Bedeutung des Milizarmeesystems, das einmalige Möglichkeiten für repräsentative Massenuntersuchungen biete. Zum anderen sind die zahlreichen und oftmals ehrgeizig konzipierten Bevölkerungsuntersuchungen auf die in der Schweiz

16 Siehe etwa Buselmaier/Tariverdian 2007, S. V.

17 Einer solchen Deutung folgt etwa Sussman 2014.

besonders ausgeprägte und einflussreiche Tradition der Eugenik zurückzuführen. 1921 wurde die finanzstarke Julius Klaus-Stiftung für Vererbungs- forschung, Sozialanthropologie und Rassenhygiene gegründet, die gemäß Stiftungsreglement alle Bestrebungen zur »Verbesserung der weissen Rasse« unterstützte.¹⁸ Bis 1971 blieb das Reglement unverändert. Die Stiftung subventionierte in erster Linie Vererbungsuntersuchungen, die an Schweizer Universitäten angesiedelte Forscher durchführten. In der Schweiz der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die Stiftung die wichtigste Finanzierungsquelle nicht nur für Rassenforschungen, sondern auch für Untersuchungen im Bereich der Genetik sowie vor allem der Humangenetik.

Bedeutsam ist das Schweizer Fallbeispiel auch deshalb, weil es einen Zugang ermöglicht, um transnationale und globale Dimensionen der Vererbungs- und Rassenforschung herauszuarbeiten. Humangenetische und rassenanthropologische Bevölkerungsstudien in der Schweiz zielten bisweilen weniger darauf ab, ein spezifisches Wissen über die »eigene« Bevölkerung zu fabrizieren; es ging eher darum, menschliche Populationen als ein Testfeld zu benutzen, um Methoden, Techniken, Konzepte und Klassifikationspraktiken auszuprobieren, die weit über die nationalen Grenzen hinaus Relevanz beanspruchten. Auch auf diesen Zusammenhang zielt der Begriff des Laboratoriums. Gerade aufgrund ihres politischen Selbstverständnisses als neutraler Kleinstaat galt die Schweiz als geeignetes Laboratorium, in welchem sich eugenisch relevante Vererbungs- und Rassenfragen scheinbar rein wissenschaftlich und unabhängig von den politischen Interessen der expansiv ausgerichteten Großmächte erforschen ließen.

Die folgenden Ausführungen werden herausarbeiten, wie Schweizer Untersuchungen sowohl im Bereich der Rassenforschung als auch in der eugenisch orientierten Humangenetik nicht nur internationale Forschungstrends und Diskurskonjunkturen reflektierten, sondern auch neue Akzente bezüglich Forschungsdesigns und Datenerhebungen setzten, Visionen der biopolitischen Bevölkerungsüberwachung befeuerten und zu einem global zirkulierenden Differenzwissen beitrugen. Wie wir sehen werden, erarbeitete die Zürcher Anthropologie einen Methodenkanon, der von kolonialen Kontexten in Afrika bis zu deutschen Konzentrationslagern Anwendung fand, um rassische Einteilungen vorzunehmen und rassische Zugehörigkeiten zu klären. Schweizer Humangenetiker wiederum setzten neue Maßstäbe bei genealogischen und erbbiologischen Bevölkerungserhebungen, die etwa nationalsozialistische Rassenhygieniker zur Nachahmung empfahlen. Bereits diese beiden kurzen Beispiele zeigen, wie For-

18 Stiftungsreglement der Julius Klaus-Stiftung 1922, S. 5.

schaften in der Schweiz nicht nur auf den nationalen Kontext bezogen waren: Vielmehr gestalteten Schweizer Wissenschaftler den Wissensraum des europäischen Imperialismus mit und waren verstrickt in die Legitimierung und Konzipierung einer Biopolitik, die sich in den rechtsgerichteten und faschistischen Diktaturen der 1930er Jahre zunehmend radikalisierte und in gewalttätige Verfolgungen von rassistisch und eugenisch Unerwünschten niederschlug. Diesen transnationalen und politischen Zusammenhängen gilt ein wesentliches Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie.

Ausgehend von diesen vier Punkten lässt sich nun der Zugang der vorliegenden Untersuchung konkretisieren. Sie rekonstruiert die ineinander verwobene Geschichte von Rassenforschung und Humangenetik in der Schweiz, indem sie drei Schneisen in das weite Forschungsfeld schlägt, das zwischen 1900 und 1970 an der Produktion von Vererbungs- und Bevölkerungswissen beteiligt war. Ein erster Fokus richtet sich auf die innerhalb der physischen Anthropologie entwickelte Anthropometrie, die auf dem Vermessen von menschlichen Körpern beruhte und lange Zeit die rassenanthropologische Forschung prägte. Einen zweiten Schwerpunkt bilden genetische Familien- und Bevölkerungsuntersuchungen, die auf genealogischen Datenerhebungen und der Rekonstruktion von Verwandtschaftsnetzen basierten. Im untersuchten Zeitraum verkörperten sie die am häufigsten praktizierte Form der medizinisch-genetischen Forschung. Ein drittes Forschungsfeld stellt die Blutgruppenforschung dar, die besonders in der Nachkriegszeit boomte und in einem Überschneidungs- bzw. Übergangsbereich von Rassenforschung und Populationsgenetik anzusiedeln ist.

Anthropometrie, Genealogie und Blutgruppenforschung können als drei Forschungsstile aufgefasst werden, die sich unterschiedlicher Daten, Methoden, Techniken und Repräsentationsformen bedienten, um Phänomene der menschlichen Vererbung zu erforschen und ein biologisches Differenzwissen hervorzubringen. Lokale und transnationale Dimensionen sowie genetische, medizinische, anthropologische und eugenische Forschungshorizonte waren in diesen Untersuchungen dabei auf unterschiedliche Weise miteinander verwoben. Solche Verschränkungen zu untersuchen, ist das Ziel dieser Arbeit. Sie geht der Frage nach, welche diskursiven, forschungspraktischen, sozialen und politischen Bedingungen die engen Verbindungen zwischen Humangenetik, Eugenik und Rassenforschung ermöglichten. Umgekehrt stellt sich die Frage, wann, in welchen Kontexten und aufgrund welcher Faktoren eugenische Anwendungsorientierungen sowie der Rassenbegriff an Bedeutung verloren. Wie veränderte sich das genetische und biologische Bevölkerungswissen im untersuchten Zeit-

raum und wie wandelten sich die an dieses Wissen gekoppelten Differenzkonzepte, Ordnungsvisionen und Interventionshorizonte?

Im Sinne eines *jeux d'échelles* changiert die vorliegende Untersuchung die Maßstäbe der Analyse.¹⁹ So verbindet sie eine Mikroperspektive, die auf die Forschungspraxis und ihre lokalen Voraussetzungen fokussiert, mit einem Blickwinkel, der wissenschaftliche Entwicklungen auf breite politische, diskursive und gesellschaftliche Kontexte bezieht. Erstens gilt es nach den sich wandelnden politischen, diskursiven und institutionellen Bedingungen zu fragen, die Produktion, Zirkulation und Anwendung von Vererbungs- und Bevölkerungswissen ermöglichten. Eine internalistische, auf Besonderheiten der Schweiz ausgerichtete Perspektive führt diesbezüglich nicht weiter: Es wird sich vielmehr zeigen, wie die sich wandelnden weltpolitischen Verhältnisse – von der Hochphase des Imperialismus über das Erstarken des Nationalsozialismus bis zum Kalten Krieg – jeweils neue Möglichkeitsräume schufen, die Schweizer Humangenetiker und Rassenforscher zu nutzen verstanden. Zweitens sollen die eigentlichen Praktiken der Wissenserzeugung in den Blick genommen werden, der Weg von der Datengewinnung bis zu den publizierten Fakten: Wie und mit welchem Erfolg wurden beispielsweise Konzepte wie etwa der Rassenbegriff in die Forschungspraxis eingebunden? Welche Datenarrangements, Aufzeichnungssysteme und Übersetzungsprozesse ermöglichten es, festgestellte Anomalien und Pathologien in Erbkrankheiten zu transformieren? Eine solche Perspektive erlaubt es, nicht nur die institutionellen Forschungsbedingungen und die diskursiven Stabilisierungen des Wissens, sondern auch die Dynamiken und Eigenlogiken von Forschungsprozessen in den Blick zu nehmen.

Das *jeux d'échelles* bringt neben der nationalen und transnationalen auch eine regionale Analyseebene ins Spiel. Vererbungsforschungen wurden stets auch geprägt von den lokalen Kontexten, in welchen Untersuchungen stattfanden. Zudem arbeiteten die maßgebenden Akteure an Universitäten, für die in der Schweiz mit Ausnahme der Eidgenössischen Technischen Hochschulen die Kantone zuständig waren. Einen regionalen Schwerpunkt legt die Studie auf Zürich. Dies ist insofern begründet, als die Universität Zürich vor allem aufgrund des Standorts der Julius Klaus-Stiftung als schweizerisches Zentrum der Vererbungsforschung galt. Sowohl hinsichtlich der medizinischen Vererbungsforschung als auch in Bezug auf die erbbiologisch orientierte Rassenforschung kam der Universität Zürich eine führende Rolle zu. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg

19 Siehe zu diesem Ansatz Revel 1996.

gewannen andere Forschungszentren an Bedeutung. In den Kapiteln, welche die Nachkriegszeit behandeln, spielen deshalb neben den Zürcher Wissenschaftlern auch solche der Universitäten Genf und Bern eine zentrale Rolle.

Der Untersuchungszeitraum hat sich durch institutionelle Entwicklungen und wissenschaftsgeschichtliche Eckdaten ergeben. Den narrativen Rahmen der vorliegenden Studie liefert die Geschichte der Julius Klaus-Stiftung (Kapitel 1 und 5): Die berücksichtigte Zeitspanne reicht von der Gründung der Stiftung im Jahr 1921 bis zur Statutenänderung im Jahr 1971. Der inhaltliche Schwerpunkt der Studie bildet indes die Untersuchung jener drei Forschungsfelder, die für die menschliche Erbforschung im 20. Jahrhundert von zentraler Bedeutung waren und die eine starke Förderung seitens der Julius Klaus-Stiftung erfuhren (Kapitel 2 bis 4). Um die Genese dieser Forschungsfelder zu rekonstruieren und in breitere Kontexte zu stellen, nimmt die Arbeit auch die zwei Jahrzehnte vor der Gründung der Julius Klaus-Stiftung in den Blick. Den Anfangspunkt bilden somit die Jahre um 1900: Mit der so genannten Wiederentdeckung der Mendelschen Erbgelene um 1900 brach eine neue Phase der menschlichen Erbforschung an, und die 1899 erfolgte Gründung des Anthropologischen Instituts in Zürich, das bald zu einem internationalen Zentrum der anthropometrisch ausgerichteten Rassenforschung avancierte, schuf neue Voraussetzungen für rassenanthropologische Forschungen in der Schweiz. Den Schlusspunkt bilden die Jahre um 1970, als sich mit den Anfängen der molekularen Humangenetik und der Entwicklung pränataler Diagnosetechniken das Feld der Humangenetik sowohl im Hinblick auf die Forschung als auch bezüglich präventivmedizinischer Interventionsmöglichkeiten grundlegend zu wandeln begann.

Die Wahl eines langen Untersuchungszeitraums hat den entscheidenden Vorteil, langfristige Entwicklungen und Veränderungen von Forschungsstilen in den Blick zu bekommen und über die üblichen Zäsuren wie 1918 oder 1945 hinaus zu verfolgen. Die Untersuchung will damit einen doppelten Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte leisten, zum einen zur lange Zeit vernachlässigten Geschichte der Humangenetik und zum anderen zur oft behandelten, aber nach wie vor kontroversen Geschichte der Rassenforschung. Zugleich nutzt die Studie die Wissenschaftsgeschichte als eine Lupe, um transnationale und politische Dimensionen der Schweizer Geschichte zu erkennen, die bisher kaum erhellt wurden. Für die hier zu erzählende Geschichte sind deshalb drei Forschungskontexte relevant, die in den folgenden Abschnitten konturiert werden.

Forschungskontext I: Geschichte der Humangenetik

Die Geschichte der Genetik gehört zu den am besten erforschten Bereichen der Wissenschaftsgeschichte.²⁰ Die menschliche Erbforschung hat darin jedoch erstaunlich wenig Beachtung gefunden.²¹ Es sind vor allem Vertreter der Humangenetik, welche die Historiographie ihres Faches geprägt haben.²² Daraus ist ein nach wie vor dominantes Narrativ resultiert, das implizit oder explizit postuliert, dass sich die Humangenetik erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer wirklichen Wissenschaft entwickelt habe.²³ Weiter zurück werden jeweils nur einige dünne Diskursstränge verfolgt, die benutzt werden, um Entwicklungen zu den heute als wichtig erachteten Forschungsfeldern zu skizzieren. Mit dieser selektiven Sichtweise geht die Tendenz einher, eine klare Trennlinie zwischen Humangenetik und Eugenik zu ziehen.²⁴

Insbesondere im letzten Jahrzehnt ist die historische Forschung zur Humangenetik durch Arbeiten bereichert worden, die in zweierlei Hinsicht von diesem traditionellen Narrativ Abstand nehmen.²⁵ Erstens öffnen sie

20 Hier seien nur einige wichtige Monographien genannt: Müller-Wille/Rheinberger 2009; Rheinberger/Müller-Wille 2009; Jacob 2002; Fox-Keller 2001; Bowler 1989; Olby 1985; Stubbe 1965.

21 Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass der Beitrag von Medizin, Psychiatrie und Anthropologie an der Herausbildung eines modernen Vererbungskonzeptes lange Zeit unterschätzt worden ist. Demgegenüber kommt Carlos López-Beltrán zum bemerkenswerten Schluss: »The concept of biological heredity began with that of human heredity.« López-Beltrán 2007, S. 105.

22 Siehe vor allem: Harper 2008; McKusick 2007; Keynes/Edwards/Peel 2001; Motulsky 1997; Dronamraju 1989.

23 Eine solche Tendenz ist auch bei Susan Lindees ausgezeichneten Studie zur medizinischen Genetik der ›langen‹ 1960er Jahre festzustellen: Lindee 2005. Ebenso nur die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts behandeln Thomaschke 2014; Fortun/Mendelsohn 1999; Weisemann/Kröner/Toellner 1997.

24 Die bislang umfassendste Darstellung zur Geschichte der Humangenetik, die der Humangenetiker Peter S. Harper 2008 vorgelegt hat, ist zwar aufgrund ihres Erkenntnisreichtums und ihrer quellenbasierten Fundiertheit weit entfernt von einer simplen Erfolgsgeschichte, folgt aber besonders bezüglich der Eugenik dem traditionellen Narrativ. In einem der Eugenik gewidmeten Kapitel, das typischerweise außerhalb der chronologischen Struktur des Buches steht, argumentiert Harper, die Eugenik habe kaum einen Einfluss auf die Entwicklung der medizinischen Genetik ausgeübt, zumal deren wissenschaftliche Unhaltbarkeit seit den späten 1920er Jahren festgestanden habe. Vgl. Harper 2008, S. 405-427.

25 Explizit einer solchen neuen Perspektive auf die Geschichte der menschlichen Vererbungs-forschung gewidmet sind die Beiträge in: Gausemeier/Müller-Wille/Ramsden 2013a. Siehe darin die programmatische Einleitung: Gausemeier/Müller-Wille/Ramsden 2013b.

den Blick auf ein wesentlich breiteres Feld von Untersuchungen, die im 20. Jahrhundert zum Wissen über menschliche Vererbung beitrugen. Damit werden Arbeitsbereiche der Vererbungsforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beleuchtet, denen die herkömmliche Disziplingeschichte der Humangenetik wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat, so etwa die an Tiermodellen arbeitende vergleichende Vererbungsforschung,²⁶ die genealogische Familien- und Bevölkerungsforschung²⁷ oder Untersuchungen zu Konstitution oder Disposition, die sich statistischer Methoden bedienen.²⁸ Erst wenige Studien verfolgen indessen einzelne Arbeitsfelder der Humangenetik über einen längeren Zeitraum und über die Jahrhundertmitte hinaus.²⁹ Die Frage nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten humangenetischer Forschungsstile sowie ihrer Methoden, Techniken, Repräsentationsformen und Konzepte ist deshalb noch weitgehend offen.

Zweitens stellen neuere Untersuchungen die angebliche Diskontinuität zwischen Eugenik und Humangenetik zunehmend in Frage. Studien zu Deutschland etwa haben gezeigt, dass sich selbst während des Nationalsozialismus die humangenetische Forschung durchaus dynamisch weiterentwickelte und ausdifferenzierte, obgleich sie den rassenhygienischen Zielsetzungen des Regimes zuarbeitete.³⁰ Weitere Untersuchungen haben Kontinuitäten der Eugenik in der Nachkriegshumangenetik herausgearbeitet.³¹ Trotz dieser Absage an ein Narrativ, das die Geschichte der Humangenetik von derjenigen der Eugenik abtrennt, halten die meisten Untersuchungen aber an Trennlinien fest. So übernehmen viele Studien die vom Wissenschaftshistoriker Daniel Kevles eingeführte Unterscheidung

26 Von Schwerin 2004.

27 Wilson 2008; Gausemeier 2008; Gausemeier 2005b.

28 Siehe etwa Gaudillière/Löwy 2001 sowie auch Gausemeier 2013.

29 Zu diesen gehören Stephen Pembertons Arbeiten zur Hämophilie: Pemberton 2013; Pemberton 2011.

30 Weiss 2010; Cottebrune 2008; von Schwerin 2004.

31 Thomaschke 2014; Cottebrune 2012; Roelcke 2007. Zur Kontinuität von rassistischen Deutungen in der medizinischen Genetik siehe: Wailoo/Pemberton 2006. Nathaniel Comfort argumentiert in seiner Studie zur medizinischen Genetik in den USA (Comfort 2012), dass die gesamte Geschichte der medizinischen Genetik sowohl von eugenischen als auch von therapeutischen Intentionen begleitet gewesen sei, und widerspricht damit der Auffassung einer einseitigen Verschiebung von einer alten, eugenisch orientierten zu einer neuen, medizinisch ausgerichteten Humangenetik. Problematisch ist indessen in Comforts origineller und innovativer Darstellung, dass er die Eugenik weitgehend von ihrem historischen Kontext löst. So spricht er von einem »eugenic impulse«, der im Unterschied zur eugenischen Bewegung »zeitlos« sei und deshalb eine Konstante in der Geschichte der Biomedizin darstelle.

von *mainline eugenics* und *reform eugenics*, um zu beschreiben, wie die Humangenetik aus der eugenischen Bewegung hervorging.³² Für die Etablierung der Humangenetik ist demnach hauptsächlich eine Gruppe von reformorientierten Eugenikern verantwortlich, die ab Ende der 1920er Jahre für eine liberale oder sozialistische Umorientierung der Eugenik plädierten und in wissenschaftlicher Hinsicht eine enge Anbindung an die Genetik forderten. Zugleich habe die Reformeugenik eine Abkehr von traditionellen Forschungsbereichen der Eugenik verlangt, so vor allem von der Rassenforschung.³³ Die hier in den Vordergrund gerückte Trennlinie bezieht sich stark auf die Geschichte der Humangenetik im angelsächsischen Raum und ist nicht ohne weiteres auf andere Kontexte übertragbar. So lässt sich für die Schweiz keine solche Trennung feststellen. Meine folgenden Ausführungen zeigen vielmehr, wie sich Humangenetik und erbbiologisch orientierte Rassenforschung in der Schweiz gemeinsam herausbildeten und bis in die 1950er Jahre in enger Verbindung zueinander entwickelten.

Forschungskontext II: Geschichte der Rassenforschung

Zur Geschichte der Rassenforschung gibt es mittlerweile eine umfangreiche Forschungsliteratur, wobei auch hier der englische und US-amerikanische Kontext eine besondere Aufmerksamkeit erfahren haben. Zur verbreiteten und bis heute dominanten Deutung der Rassenforschung in der Historiographie haben insbesondere die viel beachteten Studien von Nancy Stepan und Elazar Barkan beigetragen.³⁴ Diese Darstellungen betonen den Rückzug und die zunehmende wissenschaftliche Delegitimierung der Rassenforschung im 20. Jahrhundert, wobei Barkan die These vertritt, dass ein solcher Niedergang nicht erst nach dem Zweiten Weltkrieg, sondern bereits im Zuge einer zunehmenden Kritik am wissenschaftlichen Rassismus in den 1920er und 1930er Jahren einsetzte. Diese Sichtweisen haben mit der verbreiteten Auffassung korrespondiert, dass der biologische Rassenbegriff endgültig der Vergangenheit angehöre. Seit der Wende zum 21. Jahrhundert konstatierten indessen Sozial- und Biowissenschaftler eine Rückkehr rassistischer Konzepte und Kategorien in prestigeträchtigen Bereichen der Medizin sowie in hochtechnologischen Forschungsfeldern der Genomik, was zu breit geführten Debatten über genetischen Determinismus, Fragen der Diskriminierung und Kontinuitäten des wissenschaftlichen Rassismus

32 Kevles 1985.

33 Siehe etwa Roll-Hansen 2010.

34 Barkan 1992; Stepan 1982.

geführt hat.³⁵ Nicht zuletzt diese Diskussionen gaben Anlass zu neuen historischen Forschungen, die das von Stepan und Barkan etablierte Niedergangsnarrativ zunehmend in Frage stellen.³⁶ Der Wissenschaftshistoriker Claudio Pogliano etwa weist anhand von internationalen Anthropologiekongressen auf erstaunliche Persistenzen von Rassenforschungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hin.³⁷ Untersuchungen von Keith Wailoo und Sander Gilman weisen Kontinuitäten von rassischen Deutungen in der modernen Medizin nach.³⁸ Schließlich stellen neue historische Studien zur menschlichen Variationsforschung den klaren Bruch zwischen Rassenforschung und Populationsgenetik in Frage.³⁹ Die Forschungsdiskussion ist damit freilich keineswegs abgeschlossen, zumal andere Publikationen wieder vermehrt eine Niedergangsthese vertreten, indem sie die bedeutende Rolle der Genetik betonen, die diese bei der Zurückweisung rassischer Ideen im mittleren Drittel des 20. Jahrhunderts gespielt habe.⁴⁰

Historische Arbeiten zur Rassenforschung im kontinentaleuropäischen Kontext haben lange Zeit auf Deutschland fokussiert, wobei Fragen nach einem ›Sonderweg‹ der deutschen Anthropologie und nach der Involvierung von Rassenforschern bei der Legitimierung und Umsetzung der nationalsozialistischen Verbrechen im Vordergrund gestanden sind.⁴¹ Studien zur Rassenforschung in Nazideutschland haben zum einen die in diesem Ausmaß beispiellose Verbindung von Staatsmacht und Rassenforschung beleuchtet, zum anderen haben sie gezeigt, wie das Regime den Forschern einen erstaunlich weiten Freiraum für divergierende Auffassungen und Zugänge ließ. Selbst für den nationalsozialistischen Kontext lässt sich Rassenforschung deshalb nicht lediglich als eine wissenschaftlich verbrämte Ideologie auffassen, zumal viele auf dem Gebiet der Erb- und Ras-

35 Siehe zu diesen Diskussionen: Plümecke 2013; AG gegen Rassismus in den Lebenswissenschaften 2009; Müller-Wille/Rheinberger 2008; Rose 2007; Duster 2005; Duster 2003.

36 Schon früh auf Kontinuitäten der Rassenforschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat die Studie von William Tucker verwiesen: Tucker 1994.

37 Pogliano 2005. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt eine von Gavin Schaffer verfasste Studie zur Geschichte der Rassenforschung in Großbritannien. Schaffer 2008.

38 Gilman 2008; Wailoo 2011; Wailoo/Pemberton 2006; Wailoo 2001.

39 Lipphardt 2014; Lipphardt 2012; Lipphardt 2010; Reardon 2005; Reardon 2004; Gannett 2001.

40 Sussman 2014; Farber 2011; Cravens/Farber 2009.

41 Erzemüller 2015; Lipphardt 2008a; Schmuhl 2005a; Hossfeld 2005; Schafft 2004; Schmuhl 2003; Lösch 1997; Weingart/Kroll/Bayertz 1988; Weindling 1989; Proctor 1988a.

senforschung tätige deutsche Wissenschaftler über ein erhebliches internationales Renommee verfügten.

In jüngster Zeit hat sich der Fokus der historischen Untersuchungen auf Länder ausgeweitet, die gemeinhin nicht als Zentren der wissenschaftlichen Forschung gelten. Studien zu ost-, zentral- und südeuropäischen Ländern weisen nach, wie die Rassenforschung eine wichtige Rolle bei der Etablierung und Legitimierung einer Biopolitik spielte, die einen rassisch fundierten Nationalismus mit einer zunehmend gewalttätigen Ausgrenzungs- und Verfolgungspolitik gegenüber Minderheiten verband.⁴² Untersuchungen zu skandinavischen Ländern haben zum einen Verbindungen zur nordischen Bewegung und zum anderen Zusammenhänge zwischen Rassenbiologie, Eugenik und Wohlfahrtsstaat herausgearbeitet.⁴³

In der Schweiz ist die Geschichte der Rassenforschung noch wenig erforscht.⁴⁴ Hervorzuheben ist Christoph Kellers 1995 erschienene journalistische Biographie über den Zürcher Anthropologen Otto Schlaginhaufen.⁴⁵ Kellers ausgezeichnet recherchierte Reportage, von welcher die vorliegende Studie viel profitieren konnte, erfuhr in schweizerischen historischen Forschungen sowie in populärwissenschaftlichen Darstellungen eine breite Rezeption. In den 1990er Jahren, als Forschungen zur Konstruktion nationaler Selbstbilder einen Boom erlebten, etablierte sich dabei ein Narrativ, das die Schweizer Rassenforschung in den Kontext helvetischer Identitätsdiskurse gestellt hat. Die Rassenforschung sei durch die Suche nach einer ›urschweizerischen Rasse‹ und nach dem ›Homo alpinus helveticus‹ geprägt gewesen.⁴⁶ Dieser Versuch der rassischen Verankerung der Nation sei aber vor allem aufgrund des multiethnischen Selbstverständnisses der Schweiz und des zunehmenden Abgrenzungsbedürfnisses gegenüber dem sprachlichen und rassischen Nationalismus der Nachbarländer gescheitert. Aus diesem Grund kommt etwa der Historiker Guy P. Marchal zum Schluss, die umtriebigen Aktivitäten von Rassenanthropologen seien in der Schweiz wenig mehr als »a marginal note to history« gewesen, »a note of mere academic or whimsical interest, and sometimes of both.«⁴⁷ Die

42 Einen Überblick bieten die Sammelbände: Weiss-Wendt/Yeomans 2013 und Turda/Weindling 2007. Zu Italien: Cassata 2011; Gillette 2002. Zu Griechenland: Trubeta 2013. Zu Russland: Mogilner 2013.

43 Kyllingstad 2014; Broberg/Roll-Hansen 2006; Broberg 1995.

44 Siehe Schär 2012, S. 323.

45 Keller 1995a.

46 Eine solche Deutung findet sich in: Schmutz 2011; Keller 2006; Schmutz 2005; Kreis 2004b; Mottier 2000; Keller 1998.

47 Marchal 2008, S. 331.

vorliegende Studie nimmt eine Perspektivenverschiebung vor, indem sie die Geschichte der Schweizer Rassenforschung aus dem engen Rahmen nationaler Selbstverständigungsdiskurse löst und diese auf ihre transnationalen Beziehungen befragt. Die folgenden Ausführungen werden herausarbeiten, wie Schweizer Rassenforscher global vernetzt waren, internationale Zielsetzungen verfolgten und ihre Untersuchungen zu biopolitischen Differenzdiskursen in europäischen und kolonialen Kontexten beitrugen. Dabei wird sich zeigen, dass Rassenforschungen nicht nur von »akademischem« und »skurrilem« Interesse waren, sondern eine hochgradig politische Dimension aufwiesen, die sich indessen weniger auf einen schweizerischen als auf einen europäischen und globalen Rahmen bezog.

Forschungskontext III: Die Schweiz im Zeitalter von Imperialismus und Nationalsozialismus

Die Schweiz war in den hier in den Blick genommenen Jahren zwischen 1900 und 1970 durch eine erstaunliche politische Beständigkeit gekennzeichnet. Das Staatsterritorium veränderte sich nicht, die föderale Gliederung in 25 Kantone hielt sich konstant und die Institutionen der (auf die Männer beschränkten) Demokratie erwiesen sich als dauerhaft. Ab Ende des 19. Jahrhunderts verschwanden die zunächst durchaus vorhandenen kolonialen Aspirationen von der politischen Agenda, und in den beiden Weltkriegen war die Schweiz weder besetzt noch Kriegspartei. Von den Zerstörungen der europäischen Katastrophen blieb das Land damit verschont.

Diese Kontinuitäten veranlassten dazu, die Schweiz zur »ewigen Ausnahme«⁴⁸ zu erklären. In der Öffentlichkeit halten sich hartnäckig nationale Geschichtsdeutungen, welche die Schweiz als eine von den Verheerungen des Jahrhunderts entrückte Insel sehen wollen. Demgegenüber argumentieren Historiker wie Jakob Tanner oder André Holenstein überzeugend, dass die moderne Schweiz in wesentlicher Hinsicht von europäischer Großmachtpolitik, grenzüberschreitenden Verflechtungen und Globalisierungsprozessen hervorgebracht wurde.⁴⁹ Ein solcher transnationaler Blickwinkel lässt erkennen, wie die Schweiz nicht einfach außerhalb eines expansionsorientierten Europas der Gewalt stand. Sie war involviert in den europäischen Kolonialismus und interagierte auf vielfältige Weise

48 Sheehan 2008, S. 35.

49 Tanner 2015; Holenstein 2014.

mit dem seit den 1930er Jahren zunehmend faschistisch und nationalsozialistisch dominierten Europa.

Die Frage, ob und wie die Schweiz am europäischen Kolonialismus partizipierte, ist lange Zeit ein blinder Fleck in der Schweizer Historiographie geblieben.⁵⁰ Erst in jüngster Zeit ist unter den Stichworten »koloniale Schweiz« und »Kolonialismus ohne Kolonien« ein produktives Forschungs- und Diskussionsfeld entstanden, das der Amnesie bezüglich einer schweizerischen Kolonialgeschichte entgegenwirkt.⁵¹ Es liegt mittlerweile eine Reihe von fundierten empirischen Studien vor, so zur schweizerischen Beteiligung am Sklavenhandel,⁵² zu kolonialen Aktivitäten von Schweizer Missionsgesellschaften,⁵³ zur Rolle überseeischer Imperien für Schweizer Handelshäuser, Firmen und Geschäftsleute⁵⁴ sowie zu den Auswirkungen kolonialer Erfahrungen und Deutungsmuster auf Kultur und Gesellschaft in der Schweiz.⁵⁵ Sie erhärten den Befund, dass die Schweiz in verschiedener Hinsicht in den Kolonialismus verwickelt war und als »Trittbrettfahrer«⁵⁶ der europäischen Expansion von der imperialen Weltordnung profitierte. Zu Trittbrettfahrern gehörten nicht zuletzt auch Schweizer Gelehrte und Wissenschaftler, denen es gerade das neutrale Selbstverständnis des Landes ermöglichte, Beziehungen zu sämtlichen Kolonialimperien zu pflegen und sich an wissenschaftlichen Expeditionen zu beteiligen, die Wissenschaftlern aus konkurrierenden Kolonialmächten nicht offengestanden wären. Zu dieser schweizerischen Teilnahme am *scientific colonialism* hat kürzlich der Historiker Bernhard C. Schär eine luzide Studie vorgelegt.⁵⁷ Anhand der um 1900 durchgeführten Expeditionen der Basler Naturforscher Paul und Fritz Sarasin in Südostasien lotet er die Zusammenhänge von Wissenschaftsunternehmen und kolonialer Gewalt aus und zeigt, wie

50 Auch die neuesten Überblickswerke zur Schweizer Geschichte behandeln die Beziehungen zum Kolonialismus kaum. Siehe dazu kritisch: Schär 2016. Eine Ausnahme stellt Jakob Tanners Buch zum 20. Jahrhundert dar, das dem Thema einen gehaltvollen, allerdings nur kurzen Abschnitt widmet: Tanner 2015, S. 57-61.

51 Siehe die programmatischen Sammelbände: Purtschert/Fischer-Tiné 2015; Purtschert/Lüthi/Falk 2012.

52 David/Etemad/Schauvelbuehl 2005; Fässler 2005; Bott et al. 2005; Stettler/Haenger/Labhardt 2004.

53 Zürcher 2014; Harries 2007.

54 Dejung 2013; Zangger 2011; Franc 2008; Lützelshwab 2006.

55 Menrath 2012; Minder 2011.

56 Diese Metapher verwenden unter anderem Tanner 2015, S. 61-65; Fischer-Tiné 2014; Purtschert/Lüthi/Falk 2012, S. 27.

57 Schär 2015. Siehe des Weiteren zu Schweizer Gelehrten und Wissenschaftlern in kolonialen Kontexten: Reubi 2011; Hagen 2009; Schneider/Rösenthaller/Gardi 2005.

Forschungen in Kolonien einen nachhaltigen Einfluss auf wissenschaftliche Disziplinen und national bedeutsame Wissensfelder in der Schweiz ausübten.

Die Arbeiten zur ›kolonialen Schweiz‹ öffnen in wissenschaftshistorischer Hinsicht Forschungsperspektiven, welche die Bedeutung des kolonialen Raums für die Geschichte der Natur- und Kulturwissenschaften in der Schweiz in den Blick nehmen.⁵⁸ Die vorliegende Untersuchung liefert empirische Befunde, die für eine solche Problemstellung relevant sind. Sie zeigt, wie die Wechselwirkungen von kolonialen und europäischen Kontexten für die Entwicklung der Rassenforschung und einer wissenschaftlichen Eugenik in der Schweiz konstitutiv waren.⁵⁹ Die Geschichte der Vererbungs- und Rassenforschung handelt insofern auch von einer kolonialen Wissenskultur, die in einem Land ohne kolonialen Besitz eine erstaunliche Wirkmächtigkeit und Persistenz entfaltete.

Während die Verstrickung der Schweiz in den Kolonialismus erst in jüngster Zeit in den Fokus der Historiographie geraten ist, bilden die Beziehungen der Schweiz zum Nationalsozialismus und ihre Rolle während des Zweiten Weltkrieges schon seit längerer Zeit ein wichtiges Thema der Schweizer Geschichtsschreibung. Die historische Forschung musste sich dabei mit einem bis Ende des Kalten Krieges hegemonialen Sonderfallnarrativ auseinandersetzen, das eine angeblich erfolgreich verteidigte Neutralität zelebrierte, Ambivalenzen ausblendete und die vielfältigen transnationalen Verbindungslinien kappte. Das ›Verschont-Bleiben‹ der Schweiz führte das Narrativ dabei mit Vorliebe auf eine mythisch überhöhte Stärke der Armee und eine innere Abwehrbereitschaft zurück. Bereits in den 1970er und 1980er Jahren entstand eine Reihe von fundierten historischen Studien, die einem solchen militärzentrierten Exzeptionalismus widersprachen.⁶⁰ Einen starken Schub von außen erhielt die historische Forschung in den 1990er Jahren. Vor dem Hintergrund des Skandals um ›nachrichtenlose Vermögen‹⁶¹ und erheblichen internationalen Drucks beschlossen Schweizer Regierung und Parlament, eine internationale Historikerkom-

58 Siehe generell zur Geschichte der schweizerischen Naturwissenschaften in globaler Perspektive, mit etlichen Hinweisen zu kolonialen Verbindungen: Kupper/Schär 2015.

59 Erste Überlegungen und Ergebnisse dazu finden sich in: Germann 2015a und Germann 2015b.

60 Zum bereits umfangreichen Forschungsstand bis Mitte der 1990er Jahre: Kreis/Müller 1997.

61 Bei den Vermögen handelte es sich um auf Schweizer Banken gelagerte Spareinlagen, die jüdischen Opfern des Nationalsozialismus gehört hatten und nach dem Krieg nicht an die rechtmäßigen Erben ausgezahlt worden waren. Ludi 2013, S. 275.

mission ins Leben zu rufen, die das Mandat erhielt, eine umfassende historische Aufarbeitung vorzunehmen.

Die Untersuchungen im Rahmen dieser ›Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg‹ (UEK) haben in Verbindung mit den früheren Forschungen detaillierte Erkenntnisse zutage gefördert, die zeigen, wie die Beziehungen der Schweiz zu Nazideutschland nicht nur durch Abgrenzung und Abwehr, sondern auch durch Anpassung und Kooperation gekennzeichnet waren. Eine besondere Aufmerksamkeit haben die engen wirtschaftlichen Verflechtungen erfahren. Die UEK-Studie zur Rüstungsindustrie zeigt etwa, wie die Schweiz bereits seit Mitte der 1920er Jahre einen nicht unwesentlichen Beitrag zur verdeckten Wiederbewaffnung der deutschen Wehrmacht leistete und wie während des Zweiten Weltkriegs der Rüstungsexport an die Achsenmächte boomte.⁶² Historisch aufgearbeitet ist auch, dass die Schweiz zum wichtigsten Umschlagplatz für Gold aus Hitlers Herrschaftsbereich avancierte, wobei die Schweizerische Nationalbank auch große Mengen an Raubgold abnahm.⁶³ Kooperationen fanden jedoch nicht nur auf wirtschaftlicher, sondern auch auf politischer und behördlicher Ebene statt. Dies zeigt etwa der gut erforschte Bereich der Flüchtlingspolitik.⁶⁴ Die im Jahr 1938 erfolgte Einführung des J-Stempels, mit dem Pässe von deutschen Juden markiert wurden, resultierte aus einer Zusammenarbeit zwischen schweizerischen und deutschen Behörden. Die Schweiz übernahm damit die Bestimmungen der Nürnberger Rassengesetze, um eine restriktive, antisemitisch untermauerte Einwanderungspolitik umzusetzen, die schließlich in der Grenzschließung für jüdische Flüchtlinge im Jahr 1942 kulminierte. Resümierend lässt sich feststellen, dass Untersuchungen bei der historischen Aufarbeitung dieser dunklen Kapitel der Schweizer Geschichte vor allem auf die ökonomischen und *politischen* Verbindungen zwischen der Schweiz und Nazideutschland fokussiert haben. Wenig erforscht sind allerdings die grenzüberschreitenden Verflechtungen auf dem Gebiet der *Wissenschaften*. Die Frage stellt sich, welche Beziehungen Schweizer Forscher und Forschungsinstitutionen mit wissenschaftlichen und politischen Akteuren in Nazideutschland pflegten und wie diese Beziehungen wissenschaftliche Praktiken, Diszi-

62 Hug 2002. Zwischen 1940 und 1944 lieferte die Schweiz Rüstungsgüter im Wert von 633 Millionen Franken an Nazideutschland und seine Verbündeten, was rund zehnmal dem Wert der Waffenlieferungen an die Alliierten entsprach. Tanner 2015, S. 274; UEK 2002, S. 205.

63 Tanner 2015, S. 275.

64 Siehe: Boillat/Fleury 2001; Imhof/Ettinger/Boller 2001; Kreis 1997; Picard 1994; Häslar 1967.

plinen und Karrierewege beeinflussten. Hier besteht weiterer Forschungsbedarf.

Indessen regten die Debatten über die Beziehungen der Schweiz zum Nationalsozialismus zu einer historischen Aufarbeitung der Eugenik an. Bislang erschienene Studien zeigen, wie der Schweiz sowohl hinsichtlich der Entwicklung eugenischer Ideen als auch der Implementierung und Umsetzung eugenischer Maßnahmen eine Vorreiterrolle in Europa zukam. Die Untersuchungen haben dabei insbesondere auf die Sterilisierungspraxis in der Psychiatrie sowie auf die Bedeutung eugenischer Denk- und Handlungsmuster in Fürsorgeinstitutionen sowie in der Gesundheits- und Sozialpolitik fokussiert.⁶⁵ Die wissenschaftliche Forschung im Bereich der Eugenik erhielt demgegenüber weniger Beachtung. Eine Ausnahme bilden die Arbeiten des Historikers Hans Jakob Ritter, der im Rahmen seiner gründlichen Studie über Psychiatrie und Eugenik auch zur psychiatrischen Genetik an der Universität Basel geforscht hat.⁶⁶ Er weist nach, wie in der Psychiatrie lange Zeit enge Verbindungen zwischen genetischer Forschung und eugenischen Anwendungsfeldern bestanden. Die Forschung habe sich aber – so Ritters These – seit Mitte der 1930er Jahre zunehmend von der Wissenschaft und Politik in Nazideutschland distanziert und sich stattdessen an einem moderaten eugenischen Programm orientiert, das dem schweizerischen Kontext angepasst gewesen sei.⁶⁷

Diese Deutung fügt sich in einen breiteren Forschungskontext ein: Lange Zeit galt die Eugenik in erster Linie als ein nationalsozialistisches Phänomen. Die internationale Forschung hat indessen gezeigt, dass die Eugenik als ein erbbiologisch legitimates, sozialreformerisches Projekt der Moderne zu verstehen ist, das weder ihren Ursprung im Nationalsozialismus hatte, noch zwangsläufig in diesem mündete.⁶⁸ Zu dieser Sichtweise haben auch Untersuchungen zur Schweiz beigetragen. Insbesondere die Basler Forschungsgruppe um Regina Wecker, zu der auch Ritter gehört, hat unter anderem in einem Sammelband mit dem programmatischen Titel »Wie nationalsozialistisch ist die Eugenik?« dafür plädiert, die Geschichte der Eugenik von ihrem einseitigen Fokus auf die nationalsozialis-

65 Einen guten Überblick zu den neuesten Forschungsergebnissen liefern: Wecker et al. 2013a; Hauss et al. 2012; Argast 2012; Wecker 2012; Wecker et al. 2009. Siehe des Weiteren: Dubach 2013; Ritter 2009; Mottier 2007; Meier/Bernet/Dubach/Germann 2007; Meier 2004; Huonker 2003; Schweizer 2002; Heller/Jeanmonod/Gasser 2002; Meier/Hürlimann/Bernet 2002; Wolfisberg 2002; Ramsauer 2000.

66 Ritter 2009; Ritter/Roelcke 2005; Ritter 2003a.

67 Eine kritische Auseinandersetzung mit dieser These findet sich in Kapitel 3.2.

68 Siehe den Forschungsüberblick: Tanner 2012.

tische Eugenik zu lösen.⁶⁹ Gerade am Beispiel der Schweiz lässt sich überzeugend zeigen, wie sich eugenische Denk- und Handlungsmuster auch unter demokratischen Bedingungen, in Verbindung mit heterogenen politischen Ideologien und oft in Abgrenzung zu staatlich verordneten Zwangsmaßnahmen etablierten. Im Hinblick auf die international stark vernetzte, eugenisch orientierte Vererbungsforschung in der Schweiz erweist sich ein Abgrenzungsnarrativ jedoch als problematisch. Tendenziell wird damit eine Legitimationserzählung reproduziert, die Schweizer Genetiker und Mediziner bereits Ende der 1960er Jahre hervorgebracht haben: Diese behauptet, die Schweizer Genetik habe sich während des Zweiten Weltkrieges in Abgrenzung zur Rassenhygiene in Nazideutschland herausgebildet, um dergestalt einer politisch neutralen und objektiven Wissenschaft die Treue zu halten.⁷⁰

Das Bestreben, die Eugenik aus einer einseitigen Assoziation mit Nazideutschland herauszulösen, ist nachvollziehbar; problematisch ist dies indessen dann, wenn die internationale Ausstrahlungskraft der nationalsozialistischen Eugenik unterschätzt und grenzüberschreitende Verflechtungen nicht gesehen werden. Die vorliegende Arbeit nimmt eine andere Perspektive ein. Sie verfolgt das Ziel, transnationale Dimensionen der eugenisch orientierten Vererbungs- und Rassenforschung in der Schweiz herauszuarbeiten. Dabei lassen sich gerade in Bezug auf das nationalsozialistische Deutschland erstaunliche Interaktionen und Verbindungen aufzeigen, die bislang in der Forschung unterbelichtet blieben. Damit leistet die vorliegende Arbeit auch einen Beitrag zur bisher wenig erforschten Geschichte der Wissenschaftsbeziehungen zwischen der Schweiz und Nazideutschland.

Methodisch-theoretische Ansätze und Quellen

Eine Herausforderung der Wissenschaftsgeschichte besteht darin, die lokalen, technischen und materiellen Voraussetzungen der Wissenserzeugung zu untersuchen, ohne dass die diskursiven, politischen und gesellschaftlichen Bedingungen derselben ausgeblendet werden.⁷¹ Um eine solche Mikro- und Makroperspektive zu verbinden, folgt meine Arbeit einem wissenschaftsgeschichtlichen Ansatz, der einerseits an die diskursanalytischen Untersuchungen Foucaultscher Prägung und andererseits an Arbeiten der

69 Wecker et al. 2009.

70 Siehe etwa: Beighton/Beighton 1997, S. 78 f.; Oehler 1969; Klein 1968.

71 Vgl. dazu: Germann 2010.

Science Studies im Zuge des *practical turn* anschließt.⁷² Methodisch nimmt die Arbeit drei unterschiedliche Ebenen in den Blick.

1. *Soziale Ebene*: Mit der sozialen Ebene sind die Akteure, Netzwerke und Institutionen gemeint, die eine Kopplung von Humangenetik, Rassenforschung und Eugenik begünstigten. Eine wichtige Rolle spielte die Julius Klaus-Stiftung, die wie keine andere Institution in der Schweiz die enge Verbindung von Vererbungsforschung und Eugenik repräsentierte und damit zur Persistenz dieser Verbindung beitrug. Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung habe ich einen privilegierten Zugang zum Archiv der Stiftung erhalten. Insbesondere die Protokolle des Kuratoriums ermöglichen es, die Forschungsförderung sowie die innere Entwicklung der Institution von 1920 bis 1970 zu rekonstruieren. Weitere institutionelle Verbindungen der Akteure ließen sich durch Akten aus dem Universitätsarchiv der Universität Zürich sowie dem Archiv des Schweizerischen Nationalfonds in Bern erschließen.

Während der Blick auf Institutionen meistens nationale Aspekte der Wissenschaft beleuchtet, erlaubt es die Rekonstruktion von Netzwerken, innerhalb welcher sich die Wissenschaftler austauschten, die transnationale Dimension der Forschung besser einzubeziehen. Als Quellen dienen hier vor allem Korrespondenzen. Die Akten im Archiv des Anthropologischen Institutes der Universität Zürich erwiesen sich diesbezüglich als äußerst ergiebig.⁷³ Die umfangreichen Korrespondenzen ermöglichen es, bislang wenig beachtete internationale Dimensionen der europäischen Rassenforschung zu erhellen. Um die Beziehungen zwischen Schweizer Forschern und deutschen Rassenhygienikern zu rekonstruieren, habe ich zudem Quellenbestände aus dem Archiv des Max-Planck-Instituts für Psychiatrie in München, dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaften in Berlin und dem Archiv der Universität Greifswald in die Untersuchung einbezogen. Weitere berücksichtigte Korrespondenzen stammen aus verschiedenen Archiven in Zürich, Basel, Bern und Glarus.

72 Konzepte der Diskursanalyse basieren insbesondere auf Foucault 1991 und Foucault 1981. Zur historischen Diskursanalyse siehe: Landwehr 2010; Landwehr 2008; Sarasin 2007; Sarasin 2003a; Eder 2006. Zum *practical turn* in der Wissenschaftsgeschichte: Hagner 2001; Daston 2000; Hacking 1996; Latour/Woolgar 1979.

73 Wie die Anthropologin Nathalie Chaoui festhält, verfügt »kein Institut des deutschsprachigen Raumes [...] über ein nur annähernd so intaktes Archiv wie das Anthropologische Institut in Zürich.« Chaoui 2003, S. 6.

2. *Diskursive Ebene*: Die Verschränkungen von Rassenforschung, Human-genetik und Eugenik lassen sich nicht auf die Intentionen sozialer Akteure reduzieren. Vielmehr beruhen die Verbindungen auch auf Diskursen, das heißt auf historisch kontingenten Aussageordnungen, in welche die Akteure eingebunden sind. Wissenschaftliche Forschungen speisen erstens ihre Begriffe, Kategorien und Repräsentationen aus dem begrenzten Wissens-, Aussage- und Bilderreservoir einer bestimmten Zeit. Das von der Forschung hervorgebrachte Wissen ist zweitens stets in eine kommunizierbare Form zu bringen. Dieser Übersetzungsprozess modifiziert das Wissen insofern, als es dadurch an Komplexität verliert und an Konsistenz und Stabilität gewinnt. Erfolgreiche Evidenz- und Plausibilitätsstrategien vermögen die gesellschaftliche Relevanz und Akzeptanz des Wissens zu erhöhen, indem sie das neue Wissen an bestehende Wissensbestände, Bilder und Narrative sowie an wirkmächtige öffentlich-politische Diskurse anschließbar machen. Gerade anwendungsorientierte Forschungen, als welche sich Rassen- und humangenetische Forschungen gemeinhin verstanden, folgten dabei stets auch einer diskursiven Logik, die darauf abzielte, komplexe und mitunter ambivalente Forschungsergebnisse in eine einfachere, an politische und kulturelle Kontexte angepasste Form zu bringen, die es erlaubte, sozialmedizinische und -technologische Entscheidungen zu strukturieren und anzuleiten.

Die Untersuchung dieser diskursiven Ebene basiert insbesondere auf den wissenschaftlichen Publikationen, die im untersuchten Zeitraum in den Bereichen der anthropometrischen Rassenforschung, der genealogisch-erbbiologischen Forschung und der Blutgruppenforschung veröffentlicht wurden. Dabei gilt es nach den diskursiven Regelmäßigkeiten, begrifflichen Ordnungen und semantischen Referenzsystemen zu fragen, welche die Gegenstände der drei Forschungsstile formten und ihre Handlungs-, Wissens- und Deutungshorizonte absteckten.

3. *Forschungspraktische Ebene*: Während Diskurse wie »Kopiermaschinen«⁷⁴ funktionieren, die Aussagen reproduzieren und vervielfältigen, stellt der Forschungsverlauf einen genuin offenen Prozess dar, der gerade dadurch gekennzeichnet ist, dass sich Unvorhergesehenes und Neues ereignet. Um diesen Prozess in den Blick zu bekommen, gilt es, die hier untersuchten Forschungen nicht nur von ihren diskursiv verfestigten Resultaten her zu analysieren, sondern auch von den wissenschaftlichen Praktiken, die Erfahrungsräume öffnen und damit potentiell neues Wissen ermöglichen.

74 Siehe zu dieser Metapher: Sarasin 2010.

Wenn es um Forschungen geht, die wissenschaftlich und politisch in Misskredit geraten sind, wird gemeinhin davon ausgegangen, diese seien durch außerwissenschaftliche Faktoren wie ideologische Vorurteile geprägt gewesen. In dieser sozialkonstruktivistischen Perspektive werden Gegenstände der Forschung tendenziell als leere Leinwände aufgefasst, »auf die die Gesellschaft ihren Film projiziert.«⁷⁵ Diese Sichtweise trug dazu bei, dass der Bereich der Forschungspraxis insbesondere in der Geschichte der Rassenforschung bislang noch wenig Aufmerksamkeit erfahren hat.⁷⁶ Demgegenüber gehe ich in meiner Untersuchung davon aus, dass eugenische und rassische Differenzkonzepte ihre Überzeugungskraft nicht nur in sozialen und politischen Kontexten, sondern auch in materiellen Techniken, Praktiken und Repräsentationen der wissenschaftlichen Forschung gewannen. Gleichzeitig trugen wissenschaftliche Verfahren und Forschungsdynamiken dazu bei, dass rassische Klassifikationen und eugenische Ideen an Plausibilität einbüßten. Welche Funktion übernahm etwa der Rassenbegriff in diesen empirischen Forschungen, was vermochte er zu leisten und inwiefern und in welchen Forschungskontexten verlor er seine Leitfunktion? In dieser Hinsicht folgt das Forschungsprojekt neuen Ansätzen der Begriffsgeschichte der Naturwissenschaften, die sich weniger für die Bedeutung der Begriffe als vielmehr für deren »materiale Einbindung« in die Forschungspraxis interessiert.⁷⁷

Als wichtige Quellen zur Rekonstruktion der Forschungspraxis dienen in dieser Arbeit Korrespondenzen, da Forscher in Briefen oftmals über Details und Probleme der Wissenschaftspraxis kommunizieren, die in den Publikationen unerwähnt bleiben.⁷⁸ Für die Analyse der medizinisch-genetischen Forschungspraxis (Kapitel 3) griff ich auf den im Medizinhistorischen Institut der Universität Zürich archivierten, sehr umfangreichen Nachlass des Humangenetikern Ernst Hanhart zurück. Er enthält nicht nur Korre-

75 Latour 2008, S. 73.

76 So hielt Hans-Walter Schmuhl im Jahr 2005 fest, dass selbst für den gut erforschten Bereich der Rassenforschungen während des Nationalsozialismus die Forschungspraxis nach wie vor eine »terra incognita« darstelle. Schmuhl 2005a, S. 17. Seine eigene Studie sowie die neue Untersuchung von Thomas Etzemüller haben die Forschungspraxis jedoch stärker einbezogen. Etzemüller 2015.

77 Siehe dazu den Sammelband Müller/Schmieder 2008 und darin: Rheinberger 2008, zit. S. 9.

78 Wissenschaftliche Publikationen erweisen sich als Quellen zur Rekonstruktion der Forschungspraxis als problematisch, zumal deren narrative Darstellungen dazu tendieren, den Forschungsprozess von seinen Unbestimmtheiten zu reinigen und retrospektiv in ein gradliniges Unternehmen umzudeuten. Vgl. Rheinberger 2007a; Fleck 2011, S. 56.

spondenzen, sondern detaillierte Forschungsaufzeichnungen, die von flüchtigen Notizen über in Tabellenform gespeicherte medizinische Daten bis zu großformatigen Stammbäume reichen.

Wissenschaft und Politik: Drei Thesen

In heute diskreditierten Forschungsfeldern wie Rassenforschung und Eugenik liegt die Annahme einer direkten Beeinflussung der Forschung durch Ideologie und Politik nahe. Unterstellt wird dabei, bei den Akteuren dieser Forschung handle es sich eigentlich um gar keine Wissenschaftler oder zumindest um »schlechte« Wissenschaftler, die sich durch Vorurteile leiten ließen und das Objektivitätsideal der Wissenschaft einer politischen Agenda opferten. Eine solche Sichtweise beruht auf der wissenschafts-optimistischen Annahme, dass Forschungen, die wir als moralisch oder politisch verwerflich empfinden, auch rein wissenschaftlich besehen irrig sein müssen.⁷⁹

Das Irritierende an der im Folgenden zu erzählenden Geschichte liegt indessen gerade darin, dass es sich bei ihren Hauptakteuren um »gute« Wissenschaftler handelte: Sie verfügten über erhebliches wissenschaftliches Ansehen, orientierten sich an internationalen Entwicklungen und es gibt keinen Grund, an ihren Bemühungen zu zweifeln, methodisch angemessen, exakt und unvoreingenommen zu arbeiten. Aus diesem Befund lässt sich indessen keineswegs schließen, die hier analysierten Forschungen seien unpolitisch. Die Resultate meiner Untersuchung weisen vielmehr auf enge Verflechtungen von Wissenschaft und Politik hin. Wie folgende drei Thesen zeigen werden, fanden diese Verflechtungen auf allen hier in den Blick genommenen Untersuchungsebenen statt, nämlich auf *forschungspraktischer Ebene*, da der Zugriff auf Menschen und Daten von Strukturen administrativer und politischer Herrschaft abhing, sodann auf *sozialer Ebene*, weil wissenschaftliche Austauschbeziehungen und Ressourcenmobilisierungen in politisch imprägnierten Räumen stattfanden, und schließlich auf *diskursiver Ebene*, indem zentrale Begriffe und Konzepte der Forschung politische Ordnungen reflektierten, kommentierten oder in Frage stellten. Die erste These betrifft die wichtige Funktion moderner Institutionen bei der Produktion von Vererbungswissen, die zweite die Wissenschaftsbeziehungen zwischen der Humangenetik in der Schweiz und in Nazideutschland und die dritte das Verhältnis von zwei fundamentalen Ordnungsbegriffen – Rasse und Nation.

79 Vgl. dazu kritisch Schmuhl 2003b, S. 35.

Erstens: Eine zentrale Rolle bei der Erforschung menschlicher Vererbung im 20. Jahrhundert spielte die Erhebung von Daten. Diese erfolgte entweder direkt, indem die Wissenschaftler selbst Personen untersuchten und dabei Körpermerkmale in Schrift und Zahl übersetzten, oder indirekt, indem sie Akten von Institutionen übernahmen und die dort gefundenen Angaben auf Formulare übertrugen. In beiden Fällen waren Studien zur menschlichen Vererbung auf Institutionen angewiesen, die effiziente Zugriffe auf Probanden und Personenakten gewährleisteten. Dementsprechend arbeiteten sowohl Humangenetiker als auch Rassenforscher mit einem breiten Spektrum von staatlichen, parastaatlichen und privaten Institutionen zusammen, das von Militär, Schulen und Spitälern über Gemeindebehörden, Zivilstandsämter und Polizeiverwaltungen bis zu psychiatrischen Kliniken, Kinderheimen und Armenfürsorgeeinrichtungen reichte.

In meiner Arbeit werde ich darlegen, wie die von Vererbungsforschern erworbenen Daten auf fundamentale Weise durch die Zugriffsmöglichkeiten, Klassifikationssysteme, Aufzeichnungsverfahren und ordnungspolitischen Funktionen dieser Institutionen vorgeformt waren. Die Auswahl der untersuchten Personen sowie die Auswahl der erfassten Phänomene wurden durch die von den Institutionen vorgegebenen Raster geprägt. Es hing deshalb in starkem Maße von den Denkstilen, Funktionsweisen und Erfassungslogiken jener Institutionen ab, welche körperliche Phänomene zu potentiellen Objekten der genetischen Forschung avancierten. Als Prinzipien des Datenarrangements benutzten Vererbungsforscher zudem oft Klassifikationen, die von fürsorgerrischen und medizinischen Anstalten sowie vor allem von staatlichen Verwaltungen stammten. Die klassifikatorischen Ordnungen, die genetische und anthropologische Studien vornahmen, waren folglich vorgespurt durch die Erfassungsweisen und Kategoriensysteme von bürokratischen Verwaltungen. In vorliegender Arbeit werde ich herausarbeiten, wie das im 20. Jahrhundert hervorgebrachte Wissen über menschliche Vererbung durch die Funktionsweisen und Ordnungssysteme moderner Institutionen mitgeprägt war.

Zweitens: Bisherige Darstellungen gehen davon aus, dass sich die Humangenetik in der Schweiz in Abgrenzung zur Vererbungsforschung und Rassenhygiene in Nazideutschland herausgebildet hat. Diese Studie wird demgegenüber eine Vielzahl von Belegen präsentieren, die einer solchen Deutung widersprechen. Die folgenden Ausführungen werden zeigen, dass zwischen Instituten in Nazideutschland und der Forschung in der Schweiz rege Austausch- und Kooperationsbeziehungen bestanden, die nicht unwesentlich zum Aufstieg der Humangenetik in der Schweiz beitrugen.

Die Radikalisierung der Biopolitik in einem zunehmend diktatorisch regierten Europa und die Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland führten dazu, dass eugenisch orientierte Vererbungs- und Rassenforschungen ein bislang nie erreichtes Ausmaß an staatlicher Aufmerksamkeit und Unterstützung erfuhren. Damit eröffneten sich auch für Schweizer Wissenschaftler neue Möglichkeiten der wissenschaftlichen Profilierung und forschungsstrategischen Positionierung. Zwar kam es unter Schweizer Wissenschaftlern auch zu kritischen Stimmen gegenüber der deutschen Erbgesundheits- und Rassenpolitik, doch insgesamt lässt sich feststellen, dass sich zwischen der Rassenhygiene in Nazideutschland und der Vererbungsforschung in der Schweiz Kooperationsverhältnisse herausbildeten, von denen beide Seiten zu profitieren vermochten. Einerseits fungierten Schweizer Vererbungsforscher auf dem internationalen Terrain der Wissenschaften oftmals als Alliierte der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik, indem sie zum Beispiel Bestrebungen untergruben, die deutsche Genetik zu isolieren. Für Wissenschaftler an Schweizer Universitäten andererseits brachten die engen Beziehungen zu renommierten deutschen Instituten Vorteile, indem sie zu neuen Forschungsmöglichkeiten führten, Karrierechancen eröffneten oder zu einer breiteren Rezeption ihrer Untersuchungen beitrugen.

Drittens: In historischen Studien wird die politische Dimension der Rassenanthropologie oft darin gesehen, dass sie ein enges Verhältnis zum Nationalismus eingegangen sei. Nach dieser Deutung übernahm die Rassenanthropologie die politische Funktion, nationale Identitätsbehauptungen naturhistorisch zu fundieren. Untermauert wird diese These mit dem Hinweis, dass die Kategorien der Nation und der Rasse seit dem 19. Jahrhundert eine offensichtliche Vermischung erfuhren, die sich etwa in der Redeweise von einer französischen, englischen oder deutschen Rasse niederschlug.⁸⁰

In diesem Buch schlage ich eine andere Deutung vor. Meine Ausführungen werden zeigen, wie es zum wissenschaftlichen Selbstverständnis sämtlicher namhafter Rassenanthropologen in der Schweiz gehörte, den biologischen Begriff der Rasse von anderen Kollektivkategorien wie Nation, Sprachgruppe oder Religionsgemeinschaft scharf abzugrenzen. Diese begrifflichen Differenzierungen führten aber keineswegs zu einer unpoli-

80 Siehe etwa: Weiss-Wendt/Yeomans 2013, S. 9; McMahon 2007, S. 459-461; Mosse 1990, S. 70. Wie im Abschnitt zu den Forschungskontexten ausgeführt, fügen sich die bisherigen historischen Darstellungen zur Schweizer Rassenanthropologie besonders deutlich in einen solchen Interpretationsrahmen ein.

tischen Wissenschaft. In Anlehnung an Überlegungen von Hannah Arendt werde ich vielmehr argumentieren, dass der Rassenbegriff sich mitunter gerade deshalb für politische Projekte eignete, *weil* er sich vom Begriff der Nation unterschied und deshalb nationalpolitische Grenzziehungen und Gemeinschaftskonzeptionen zu untergraben vermochte. So stellten rassische Klassifikationen, die quer standen zu politischen Grenzen, attraktive Ordnungsangebote für eine imperiale Macht- und Expansionspolitik dar. Zugleich fungierte der Rassenbegriff als biopolitisches Instrument der Eugenik, das dazu diente, nationale Gemeinschaften in erbbiologisch relevante Segmente zu gliedern. Eine Identifizierung des Rassenbegriffs mit der Nation hätte sowohl die epistemischen Grundlagen als auch wesentliche politische Funktionen des Rassenbegriffs unterminiert: Gerade vor dem Hintergrund eugenischer Anwendungsmöglichkeiten zielte dieser nicht auf eine Integration, sondern auf eine Fragmentierung und Transzendierung nationaler Gemeinschaften ab. Die neutrale und kleinstaatliche Schweiz galt dabei als ein geeigneter Ort, um Werkzeuge und Methoden für diese rassische Klassifikationsarbeit zu entwickeln. Wie wir sehen werden, wurden insbesondere die in Zürich entwickelten Methoden, Techniken und Instrumente in unterschiedliche politische Kontexte transferiert: Sie dienten weltweit – vom kolonialen Ruanda über Nazideutschland bis hin zum Apartheid-Südafrika – zur Bestimmung und wissenschaftlichen Fundierung von Rassendifferenzen, die imperialen und rassistischen Herrschaftszwecken dienten.

1. Die Julius Klaus-Stiftung als Katalysator der Genetik und der Rassenforschung

»Es möge dem Kuratorium gelingen, dem hochgesteckten, aber grossen und schönen Ziele, das dem Stifter vorschwebte, namentlich der Schaffung der wissenschaftlichen Grundlagen für eine künftige Rassenhygiene, möglichst nahe zu kommen.«¹ Mit diesen Worten eröffnete Otto Schlaginhauen, Professor für Anthropologie an der Universität Zürich, die erste Kuratoriumssitzung der Julius Klaus-Stiftung für Vererbungsforschung, Sozialanthropologie und Rassenhygiene, die am 29. November 1921 an der Universität Zürich stattfand. Der feierlichen Versammlung gingen hektische Aktivitäten voraus. Namen von möglichen Kuratoriumsmitgliedern kursierten und Entwürfe für das Stiftungsreglement wurden diskutiert, ergänzt und modifiziert. Zwei Testamentsvollstrecker bemühten sich darum, dass der Wortlaut des Reglements dem Willen des Stifters, dem 1920 verstorbenen Privatier Julius Klaus entsprach.² Zugleich versuchten Behörden und Professoren der Universität Zürich ihre Interessen bei den Formulierungen einzubringen.³ Da es sich bei der finanzstarken Stiftung, wie der Regierungsrat des Kantons Zürich festhielt, um eine für die Universität Zürich »äusserst bedeutsame Angelegenheit« handle, entschied sich die Kantonsregierung zudem, das Stiftungsreglement von verschiedenen Sachverständigen sowie vom Rektor der Universität prüfen zu lassen.⁴

Am 12. November 1921 war es schließlich so weit: Der Regierungsrat des Kantons Zürich anerkannte die Julius Klaus-Stiftung als öffentliche Stiftung und genehmigte das Stiftungsreglement. Zwei Monate später beschloss er zusätzlich, die Stiftung aufgrund ihres »hohen wissenschaftlichen und gemeinnützigen Zweck[s]« von der Steuerpflicht zu befreien.⁵ Paragraph 13 des Reglements hielt den Zweck der Stiftung fest: »Als unter den

1 Archiv AIZ, Protokoll des Kuratoriums der JKS, Sitzung vom 29.II.1921.

2 Siehe etwa Schlaginhauen 1930b.

3 StAZH, Z 70.517, Fueter an Mousson, 20.I0.1920.

4 StAZH, U 95.2.20, Aus dem Protokoll des Regierungsrates, 12.II.1921.

5 Archiv AIZ, Protokoll des Kuratoriums der JKS, Sitzungen vom 29.II.1921 und vom 6.3.1922.

Stiftungszweck fallend sind alle auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Bestrebungen zu betrachten, deren Endziel auf die Vorbereitung und Durchführung praktischer Reformen zur Verbesserung der weissen Rasse gerichtet ist. Nicht unter den Stiftungszweck fallen Bestrebungen zu Gunsten körperlich und geistig Minderwertiger, sowie Sonderbestrebungen, wie zum Beispiel Abstinenz.«⁶ Weitere Bestimmungen hielten fest, dass die Mittel »in der Hauptsache« zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung »auf dem Gesamtgebiete der Vererbungslehre« zu verwenden seien.⁷

Die Gründung der Julius Klaus-Stiftung und ihre Unterstützung durch die Kantonsregierung und die Universität Zürich zeugen davon, wie es der eugenischen Bewegung in den ersten zwei Jahrzehnten des Jahrhunderts erfolgreich gelang, ein erhebliches Maß an Zuspruch und Akzeptanz in Wissenschaft und Politik zu gewinnen. Wie der Bezug auf die »weisse Rasse« zeigt, amalgamierten sich eugenische Programmatiken dabei oft mit einem Rassismus, der sich aus europäischen Superioritätsansprüchen und kolonialen Differenzdiskursen speiste.⁸ Seit der Krise des Liberalismus am Ende des 19. Jahrhunderts diffundierten solche Diskurse der Ausgrenzung in verschiedene Gesellschafts-, Wissens- und Politikbereiche, radikalisierten Normalitätserwartungen der bürgerlichen Gesellschaft und entfalteten ein Diskriminierungspotential, das sich mit zunehmender Schärfe gegen Minderheiten und Außenseiter richtete.⁹ Als Katalysator wirkte dabei der Erste Weltkrieg, der in der Schweiz wie in ganz Europa zu einem Aufschwung bevölkerungspolitischer, eugenischer und rassenbiologischer Diskurse führte.¹⁰ Erfahrungen des Krieges – die Massentötungen auf den Schlachtfeldern, die durch den Krieg ausgelöste Massenflucht, die Präsenz außereuropäischer Kolonialsoldaten in Europa sowie die sozialen Verwerfungen und die Zunahme von Klassenkämpfen gegen Ende des Krieges – verdichteten sich zu einem Wahrnehmungsgefüge, das in Kreisen der bildungsbürgerlichen Elite Untergangsängste schürte. Diese befürchteten die Erosion von als natürlich erachteten Ordnungen und Hierarchien. Rassis-

6 Stiftungsreglement 1922, S. 5f.

7 Stiftungsreglement 1922, S. 3, S. 6.

8 Zur Verbindung von Kolonialismus und Eugenik in Deutschland siehe Grosse 2000. Zur Verknüpfung von Eugenik und kolonialen Differenzdiskursen in der Schweiz siehe: Germann 2015a; Bugmann/Sarasin 2003.

9 Siehe etwa zur Schweiz: Tanner 1997.

10 Zum Aufschwung der Eugenik nach dem Ersten Weltkrieg siehe Turda 2010, S. 64-91; Kühl 2014, S. 66-81; Weindling 1989, S. 298-304. Weingart/Kroll/Bayertz 1988, S. 229-237.

mus und Eugenik waren in diesem Kontext attraktive Diskurs- und Handlungsangebote. Sie lieferten genuin moderne Antworten auf die Frage, wie in Gesellschaften, die unter dem Druck von Egalitätserwartungen und Pluralitätstendenzen standen, Differenzen eingeführt oder aufrechterhalten werden konnten. Modern waren diese Antworten mitunter deshalb, weil sie sich auf die Autorität und Deutungsmacht der Wissenschaft beriefen.¹¹ Der Aufschwung der Eugenik nach dem Ersten Weltkrieg basierte nicht nur auf zunehmenden Degenerationsbefürchtungen und radikalisierten Diskriminierungsdiskursen, sondern er war auch vom szientistischen Glauben getragen, Bevölkerungs- und Gesellschaftsfragen ließen sich mit den Mitteln der Wissenschaft lösen. Im Reglement der Julius Klaus-Stiftung drückte sich dementsprechend auch die Überzeugung aus, dass die Wissenschaft die entscheidende Instanz sei, die eine künftige Rassenhygiene ermöglichen könne. Wie wir sehen werden, schlug sich dieses Primat der Wissenschaft auch in der Subventionspolitik der Stiftung nieder.

Vor diesem Hintergrund entwickelte sich die Julius Klaus-Stiftung zu einem wichtigen Akteur der wissenschaftlichen Forschungsförderung in der Schweiz. Anders als in den meisten anderen europäischen Ländern existierte in der Schweiz bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts keine nationale Organisation, die für die Förderung der wissenschaftlichen Forschung zuständig war. Die Finanzierung von Forschungen übernahmen die Kantone sowie zu einem wichtigen Teil auch wissenschaftliche Vereinigungen und private Stiftungen.¹² Die Julius Klaus-Stiftung verfügte Ende 1921 über ein Vermögen von 1.303.186 Schweizer Franken.¹³ Dies entsprach damals fast dem Gesamtjahresbudget der Universität Zürich, das sich 1921 auf 1.458.322 Schweizer Franken belief.¹⁴ Aussagekräftiger ist aber der Vergleich zu anderen an der Universität Zürich angesiedelten Stiftungen zur Forschungsförderung: Die bedeutendste unter ihnen, die für sämtliche Disziplinen zuständige Stiftung für wissenschaftliche Forschung, hatte 1921 ein Vermögen von 645.000 Schweizer Franken, also ein weit kleineres als die neu gegründete und auf Rassenhygiene spezialisierte Julius-Klaus Stiftung.¹⁵ Die forschungspolitische Bedeutung der Stiftung nahm erst in den 1950er Jahren ab. Zum

11 Vgl. Bauman 2005; Bauman 2002, S. 45-97.

12 Zur wissenschaftlichen Forschungsförderung in der Schweiz: Joye-Cagnard 2010; Joye-Cagnard 2009; Fleury/Joye 2002; Horvath 1998.

13 Archiv AIZ, Protokolle des Kuratoriums der JKS, Sitzung vom 6.3.1922. Die jährlichen Zinserträge, die für Subventionierungen zur Verfügung standen, beliefen sich jeweils auf rund 50.000 bis 80.000 Schweizer Franken. Jb. der JKS, 1921-1969.

14 Stadler 1983, S. 33.

15 Jb. der Universität Zürich, 1921/1922, S. 41.

einen setzte bei gleichbleibenden Stiftungserträgen eine starke Teuerung ein, wodurch sich die finanziellen Mittel relativ gesehen wesentlich verringerten. Zum anderen kamen in der Schweiz inzwischen neue Forschungsförderungsinstitutionen hinzu, allen voran der 1952 gegründete Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

In den folgenden Ausführungen werde ich Entstehung, Entwicklung und Förderungspraxis der Julius Klaus-Stiftung beleuchten. Was verstanden die maßgeblichen Akteure unter der »wissenschaftlichen Grundlage einer künftigen Rassenhygiene«? Welche Möglichkeiten eröffneten die erheblichen finanziellen Ressourcen der Stiftung? Wie wurden sie eingesetzt und welchen Einfluss übten sie auf die Entwicklungen der Forschung aus? Im Folgenden werde ich die These entwickeln, dass die Julius Klaus-Stiftung maßgeblich zur Herausbildung, Entwicklung und internationalen Vernetzung der Vererbungsforschung in der Schweiz beitrug: Sie förderte eine erbbiologisch orientierte Rassenforschung, befeuerte das Forschungsfeld der medizinischen Genetik und war auch für die Etablierung der experimentellen Genetik von großer Bedeutung. Dass die Stiftung ihre Mittel in erster Linie zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung verwendete, heißt dabei nicht, dass der rassenhygienische Stiftungszweck ohne Relevanz geblieben wäre. Wie ich im Folgenden argumentieren werde, verdeutlicht die Entwicklung der Julius Klaus-Stiftung vielmehr, dass besonders prominente Vertreter der Biowissenschaften und der Medizin an der Universität Zürich über einen erstaunlich langen Zeitraum an rassenhygienischen Forderungen und Zielhorizonten festhielten. Die Geschichte der Julius Klaus-Stiftung zeigt, wie die Entstehung von Genetik und Human-genetik in der Schweiz auf untrennbare Weise mit eugenischen Bestrebungen verbunden war.

Der erste Abschnitt behandelt die Entstehung der Julius Klaus-Stiftung und ihre Beziehungen zur internationalen eugenischen Bewegung. Im zweiten Abschnitt gehe ich auf die engen Verbindungen zwischen der Universität Zürich und der rassenhygienischen Stiftung ein. Der dritte Abschnitt erörtert schließlich, wie sich die Subventionspraxis der Stiftung zwischen 1921 und 1969 entwickelte.

Globale Kontexte: Die Julius Klaus-Stiftung und die internationale eugenische Bewegung

Die Gründung der Julius Klaus-Stiftung geht im Wesentlichen auf drei Männer zurück: auf den Stifter Julius Klaus, den bereits genannten Anthropologen Otto Schlaginhaufen sowie den Professor für Botanik Alfred

Ernst.¹⁶ Es war also ein kleiner Kreis von Zürcher Gelehrten, der die eugenische Stiftung ins Leben rief. Wie dieser Abschnitt zeigt, waren aber zugleich internationale Kontexte und Beziehungen von zentraler Bedeutung für die Entstehung und Entwicklung der Stiftung. Zudem trug die Institution maßgeblich zur Internationalisierung der wissenschaftlichen Eugenik in der Schweiz bei.

Über Julius Klaus ist wenig in Erfahrung zu bringen. Einige wenige Angaben sind einem von Otto Schlaginhaufen verfassten Nachruf zu entnehmen.¹⁷ Demzufolge stammte Klaus aus einer sehr wohlhabenden Industriellenfamilie aus Uster. Seine Versuche, sich selbst als Industrieller zu betätigen, scheiterten offenbar. Stattdessen führte er das Leben eines bildungsbürgerlichen Privatiers, der sich für Philosophie, Musik und Naturwissenschaften interessierte und zahlreiche Reisen unternahm. Angeblich entwickelte er auf einer ausgedehnten Orientreise im Jahr 1894 zum ersten Mal eugenische Ideen. Beim Besuch eines Findelhauses habe er die Frage aufgeworfen, »ob eine solche Anstalt wirklich eine Wohltat sei und ob es nicht humaner wäre, die kränklichen und missbildeten Geschöpfe künstlich auszuschalten«.¹⁸ Während des Ersten Weltkrieges fasste er schließlich den Plan, sein ganzes Vermögen dem Zweck der Rassenhygiene zu stiften. Für dieses Vorhaben nahm er Kontakt zu den beiden Universitätsprofessoren Schlaginhaufen und Ernst auf, die nicht nur miteinander befreundet waren, sondern auch biographische Gemeinsamkeiten teilten. Beide hatten sich spätestens während des Ersten Weltkrieges zu überzeugten Eugenikern entwickelt, und beide pflegten nicht zuletzt aufgrund ihrer dezidiert deutschfreundlichen Haltung gute Beziehungen zu führenden Kreisen der deutschen Rassenhygiene, so etwa zum Anthropologen Eugen Fischer oder zum Genetiker Erwin Baur.¹⁹ Schließlich war beiden gemein, dass sie für ihre akademische Karriere und wissenschaftliche Reputation wichtige Forschungsunternehmungen in Südostasien durchgeführt und dabei von kolonialen Herrschaftsstrukturen profitiert hatten. So beteiligte sich Otto Schlaginhaufen als einziges nichtdeutsches Mitglied an der Deutschen

16 An der Gründung mitbeteiligt war zudem der mit Julius Klaus befreundete Arzt Adolf Barth, der als Testamentsvollstrecker fungierte und bis zu seinem Tod 1930 im Kuratorium der Stiftung einsaß. Siehe zu Barth: Schlaginhaufen 1930b.

17 Schlaginhaufen 1925.

18 So Otto Schlaginhaufen, der aus Aufzeichnungen von Julius Klaus zitiert: Schlaginhaufen 1925, S. 6.

19 Zu Ernst siehe etwa StAZH, U 920.8, Ernst an Baur, 8.10.1920; StAZH, U 920.8, Ernst an [unleserlich], 5.4.1921. Zu Schlaginhaufens Beziehungen zur deutschen Rassenhygiene siehe ausführlich Teilkapitel 2.3 dieser Arbeit.

Marineexpedition, ein 1907 bis 1909 durchgeführtes koloniales Wissenschaftsunternehmen, auf das ich im nächsten Kapitel dieser Arbeit noch zurückkommen werde. Alfred Ernst wiederum unternahm 1905 eine einjährige »Tropenreise« auf die Insel Java, die unter holländischer Kolonialherrschaft stand.²⁰ Dort arbeitete er unter anderem auf Buitenzorg, einer international führenden botanischen Forschungsanstalt, von der er »ein reiches Material an tropischen Pflanzen«²¹ in die Schweiz mitbrachte.²²

Julius Klaus plante zunächst eine Stiftung, die ausschließlich praktische rassenhygienische Maßnahmen unterstützen sollte.²³ So dachte er etwa an die Finanzierung von eugenischen Eheberatungsstellen.²⁴ Die beiden Zürcher Professoren vermochten den bereits schwerkranken Klaus indessen davon zu überzeugen, dass »vorerst die Erforschung der wissenschaftlichen Grundlagen für eine später in Gang zu setzende praktische Rassenhygiene« im Vordergrund stehen müsse, während Reformen zur Rassenverbesserung erst in einem zweiten Schritt anzustreben seien.²⁵ Klaus sicherte den beiden Wissenschaftlern zudem eine privilegierte Position innerhalb der Stiftung zu. So verfügte er testamentarisch, dass Schlaginhaufen und Ernst bis an ihr Lebensende das Recht hätten, dem Kuratorium anzugehören, wobei Schlaginhaufen das Präsidentenamt für sich beanspruchen könne.²⁶ Auch die Verfassung der Statuten überließ Klaus den beiden Professoren, die damit weitgehend die inhaltliche Ausrichtung und organisatorische Form der Stiftung bestimmen konnten.²⁷

Schlaginhaufen und Ernst bemühten sich darum, der Stiftung eine möglichst internationale Orientierung zu verleihen. Es ist bemerkenswert, dass sich die eugenischen Zielsetzungen der Zürcher Stiftung keineswegs auf die Schweiz bezogen: Weder in den Statuten noch in den anfangs der 1920er Jahre innerhalb der Stiftung entwickelten Programmpapieren tauchen die Schweizer Nation oder das Schweizer Volk als positive Referenzen der angestrebten Eugenik auf. Wie eingangs erwähnt, fungierte vielmehr die supranationale und globale Kategorie der »weissen Rasse« als zentraler Bezugspunkt, die ihre Wirk- und Deutungsmacht im transatlantischen

20 Oehler 1969, S. 11.

21 Oehler 1969, S. 11.

22 Zur Forschungsstation Buitenzorg und ihrer kolonialen Bedeutung: Zangger 2011, S. 382–387.

23 Schlaginhaufen 1925, S. 6f.

24 Archiv AIZ, Protokoll des Kuratoriums der JKS, Sitzung vom 1.2.1937.

25 Schlaginhaufen 1925, S. 7.

26 Stiftungsreglement der JKS 1922, S. 4.

27 StAZH, U 920.7, Schlaginhaufen an Klaus, 19.11.1919.

Sklavenhandel sowie im Expansionsstreben des europäischen Imperialismus entfaltet hatte. Damit suchten Schlaginhaufen und Ernst den Anschluss an die internationale eugenische Bewegung, die nach dem Ersten Weltkrieg einen enormen Aufschwung erlebte. Um einen internationalen Zusammenschluss zu ermöglichen und nationale Aufspaltungen der Bewegung zu verhindern, entwickelten ihre maßgeblichen Protagonisten – so der Soziologe Stefan Kühl – ein »Konzept des rassistischen Internationalismus«.²⁸ Der gemeinsame Referenzpunkt dieses Internationalismus bildete die Forderung nach einer »Aufartung der ›weissen Rasse‹«,²⁹ wodurch sich die Optimierungsideen der Eugenik mit den rassistischen Superioritätsvorstellungen des europäischen Imperialismus verbanden. Die beiden Zürcher Professoren, die während ihrer Südostasienexpeditionen von den kolonialen Machtasymmetrien wissenschaftlich profitiert hatten, teilten diese Verbindung zum Rassismus ebenso wie die internationale und überstaatliche Ausrichtung der eugenischen Zielsetzungen. Auch in der Betonung der wissenschaftlichen Forschung, welche die Eugenik fundieren müsse, stimmte die Programmatik der Julius Klaus-Stiftung mit den Bestrebungen der internationalen eugenischen Bewegung nach dem Ersten Weltkrieg überein. Im Einklang mit der an den internationalen Kongressen der Eugenik beschlossenen Schwerpunktsetzung hoben Ernst und Schlaginhaufen dabei besonders die Bedeutung der Genetik und der Rassenforschung hervor, die sie mit der gegründeten Stiftung fördern wollten.³⁰

Bereits 1923 wurde die Julius Klaus-Stiftung als erste Schweizer Institution Mitglied der internationalen eugenischen Organisation, die ab 1925 den Namen International Federation of Eugenic Organizations (IFEEO) annahm. Schlaginhaufen besuchte jeweils als Vertreter der Stiftung die internationalen Kongresse der Organisation, arbeitete aktiv in ihren Arbeitsgruppen mit und nahm Einsitz im *Advisory Board* der Zeitschrift *Eugenical News*, die 1929 zum offiziellen Organ der IFEEO erklärt wurde.³¹ Die Julius Klaus-Stiftung übernahm damit eine Vorreiter- und Führungsrolle bei der Einbindung der Schweizer Eugenik in die internationale eugenische Bewegung. In der Zwischenkriegszeit wurden weitere Schweizer Eugeniker Mitglied der IFEEO, und zwar jeweils als Delegierte von Institutionen, so etwa der Swiss Psychiatric Society, dem Hygiene-Institut der ETH Zürich, dem

28 Kühl 2014, S. 88.

29 Kühl 2014, S. 95.

30 Siehe dazu etwa StAZH, U 95.2.20, Bericht über die Tätigkeit der Julius Klaus-Stiftung im Jahr 1922.

31 MPI-HA, GDA 33, *Eugenical News*; MPI-HA, GDA 33, Bericht Ruttko ca. 1936.

Anthropologischen Institut der Universität Genf oder der Erbforschungsabteilung der psychiatrischen Klinik Basel.³²

Die historische Forschungsgruppe um Regina Wecker kam in ihren Studien zum Schluss, dass die internationale Vernetzung der schweizerischen Eugenik, insbesondere der Austausch mit der deutschen Rassenhygiene, seit der Machtergreifung der Nationalsozialisten abgenommen habe.³³ Ein Blick auf die aktive Teilnahme von Schweizer Eugenikern in der IFEO lässt indessen keine solche Abwendung erkennen. Als die IFEO in den 1930er Jahren zunehmend unter die Kontrolle der Nationalsozialisten geriet, erreichte die aktive Partizipation von Schweizer Eugenikern geradezu einen Höhepunkt. Im Jahr 1934 fand die internationale Konferenz der IFEO – unter der Präsidentschaft des nationalsozialistischen Rassenhygienikers Ernst Rüdin – in Zürich statt, wobei die Julius Klaus-Stiftung und ihr Präsident Otto Schlaginhaufen als offizieller Gastgeber fungierten.³⁴ Zwischen 1934 und 1936 amtierte Schlaginhaufen sogar als Vizepräsident der IFEO, und im Jahr 1936 – zu einem Zeitpunkt, als die meisten Kritiker der nationalsozialistischen Rassenhygiene die IFEO bereits verlassen hatten – waren immerhin vier von fünfzig offiziellen Mitgliedern Delegierte von Schweizer Institutionen. Nur die USA und Deutschland wiesen 1936 eine höhere Mitgliederzahl auf.³⁵

Die internationalen Beziehungen der Julius Klaus-Stiftung beschränkten sich indessen keineswegs auf die Kontakte und Aktivitäten innerhalb der IFEO. Vielmehr entsandte die Zürcher Institution jeweils Vertreter aus dem Kuratorium an eine Vielzahl internationaler Wissenschaftskongresse und finanzierte deren Reisen und Aufenthalte. So besuchten Mitglieder des Kuratoriums regelmäßig internationale Konferenzen der Genetik, der Anthropologie und der Bevölkerungswissenschaft.³⁶ Auch nach dem Zweiten Weltkrieg setzte die Stiftung ihre Bemühungen um die internationalen Wissenschaftsbeziehungen fort. Allein im Jahr 1948 delegierte sie Vertreter des Kuratoriums an den International Congress of Genetics in Stockholm, an den Congrès des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques in Brüs-

32 MPI-HA, GDA 33, Membership List and Governing Rules, 1929; MPI-HA, GDA 33, Ninth Annual Meeting in England at Farnham, 1930; MPI-HA, GDA 33, Mitglieder 1937.

33 Wecker et al. 2013, S. 12.

34 Bericht über die 11. Versammlung der IFEO 1935.

35 Bericht über die 12. Versammlung der IFEO 1936, S. 1-3.

36 Siehe etwa: Archiv AIZ, Protokoll des Kuratoriums der JKS, Sitzungen vom 29.2.1928, vom 19.2.1929 und vom 8.2.1939.

sel und an den Congrès de Zoologie in Paris.³⁷ Die Stiftung beteiligte sich mithin nicht nur an den Debatten und Bestrebungen der internationalen Eugenik, sondern förderte auch die internationale Vernetzung der Schweizer Vererbungsforschung und Anthropologie.

Neben dieser internationalen Dimension war die Stiftung aber auch stark von einem lokalen Kontext geprägt, nämlich von den Strukturen und Netzwerken der Universität Zürich. Wie folgender Abschnitt herausarbeitet, bildete sich ein sehr enges Verhältnis zwischen der Universität Zürich und der rassenhygienischen Stiftung heraus, von dem beide Seiten profitierten. Zum einen erhielten Wissenschaftler und Institute der Universität privilegierten Zugriff auf die erheblichen finanziellen Ressourcen der Stiftung. Zum anderen gelang es der Stiftung, mittels einer universitären Verankerung und aufgrund renommierter Kuratoriumsmitglieder ihre wissenschaftliche Reputation und politische Legitimität sicherzustellen.

Lokale Kontexte: Die Julius Klaus-Stiftung und die Universität Zürich

Das Rektorat der Universität Zürich verfolgte von Anfang an das Ziel, die rassenhygienische Stiftung möglichst eng an die Universität zu binden. Nur drei Wochen nach dem Tod von Julius Klaus und noch vor der Testamentseröffnung sprach der damalige Rektor der Universität bereits davon, dass der »kürzlich in Ober-Uster verstorbene Herr Klaus der Universität ein grossartiges Vermächtnis gemacht« habe. Die Stiftung nannte er unumwunden eine »Schenkung« an die Universität Zürich.³⁸ Der Gerichtsschreiber von Uster, der für die Erbschaftsangelegenheit zuständig war, klärte den Rektor daraufhin in einem Schreiben darüber auf, dass es sich keineswegs um eine Schenkung an die Universität Zürich handle, sondern um eine »selbständige Stiftung«.³⁹

Tatsächlich handelte es sich bei der Julius Klaus-Stiftung juristisch gesehen um eine private Institution. Sie bestand aus einem siebenköpfigen Kuratorium, das über die Subventionsvergaben entschied. Drei Personen dieses Stiftungsrates bildeten zudem den Vorstand, dem weitere Aufgaben zukamen. Die gesetzliche Aufsicht hatte die Zürcher Kantonsregierung, die auch die Mitglieder des Kuratoriums wählte. Formell kam der Universität Zürich folglich keinerlei Befugnis zu, über die Struktur der Stiftung oder die Verwendung der Stiftungsgelder mitzubestimmen. Dennoch ge-

37 Archiv AIZ, Protokoll des Kuratoriums der JKS, Sitzung vom 19.3.1948.

38 StAZH, Z 70.517, Vetter an Mettler, 11.3.1920.

39 StAZH, Z 70.517, Mettler an Vetter, 28.3.1920.

lang es dem Rektor, Einfluss auf die Organisation und Zweckbestimmung der rassenhygienischen Stiftung auszuüben. So arbeitete er an der Schlussversion der Statuten mit und unterbreitete dem Regierungsrat Vorschläge zur personellen Zusammensetzung des Kuratoriums, die weitgehend übernommen wurden.⁴⁰ In den schließlich vom Regierungsrat verabschiedeten Stiftungsstatuten hielt ein Paragraph fest, dass »in erster Linie solche Gesuche zu berücksichtigen« seien, die »von Instituten und Dozenten der Universität Zürich« eingereicht würden.⁴¹ Ein weiterer Paragraph schrieb Regeln für die Zusammensetzung des Kuratoriums vor. Von den sieben Mitgliedern mussten stets mindestens fünf dem Lehrkörper der Universität Zürich angehören, von denen wiederum wenigstens drei ordentliche Professoren sowie Leiter von Universitätsinstituten sein sollten.⁴²

De facto wurde die Stiftung damit von einem Kreis von einflussreichen Zürcher Universitätsprofessoren kontrolliert. Bei der Wahl dieser Wissenschaftler ins Kuratorium bemühte sich der Vorstand um eine ausgewogene Vertretung der Disziplinen Anthropologie, Botanik, Zoologie, Medizin und Nationalökonomie. Zudem war ein möglichst enger Bezug zur Vererbungsforschung vorteilhaft, und schließlich interessierte man sich besonders für Professoren, die leitende Funktionen ausübten und als besonders renommiert galten.

40 StAZH, Z 70.517, Fueter an Mousson, 20.10.1921.

41 Stiftungsreglement der JKS 1922, S. 6.

42 Stiftungsreglement der JKS 1922, S. 3.

Name	Mitglied des Kuratoriums	Beruf/Amt	Funktion in der Stiftung
Otto Schlaginhaufen	1921-1968	Prof. für Anthropologie, Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich	Vorsitzender
Alfred Ernst	1921-1968	Prof. für Botanik, 1928-1929 Rektor der Universität Zürich, 1941-1944 Erster Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Vererbungsforschung	Schriftführer, ab 1930 Beisitzer, ab 1943 stellv. Vorsitzender, ab 1947 Schriftführer, ab 1953 Beisitzer
Heinrich Zangger	1921-1925	Prof. für Gerichtsmedizin an der Universität Zürich	Stellv. Vorsitzender
Karl Hescheler	1921-1937	Prof. für Zoologie, Direktor des Zoologischen Instituts der Universität Zürich	Ab 1925 stellv. Vorsitzender
Adolf Barth	1921-1930	Arzt	Schatzmeister
Heinrich Mousson	1921-1929	Regierungsrat des Kantons Zürich	Beisitzer
Eugen Grossmann	1921-1947	Prof. für Statistik und Finanzwissenschaften, 1944-1945 Rektor der Universität Zürich	Ab 1930 Schriftführer
Alfred Vogt	1925-1943	Prof. für Augenheilkunde und Direktor der Zürcher Augenklinik	Ab 1937 stellv. Vorsitzender
Oskar Wettstein	1930-1935	Regierungsrat und Ständerat des Kantons Zürich	Beisitzer
Karl Hess	1930-1956	Chemiker und Fabrikant	Schatzmeister
Karl Hafner	1935-1943	Regierungsrat des Kantons Zürich	Beisitzer
Jean Strohl	1939-1942	Prof. für physiologische Zoologie an der Universität Zürich	Beisitzer
Hans Steiner	1942-1960	Prof. für Zoologie, Initiant und erster Direktor des Zürcher Zoos.	Ab 1953 Schriftführer
Robert Briner	1943-1955	Regierungsrat des Kantons Zürich	Beisitzer
Wilhelm Löffler	1943-1958	Prof. der Medizin und Direktor der Medizinischen Klinik des Universitätsspitals Zürich	Ab 1947 stellv. Vorsitzender
Wilhelm Bickel	1947-1973	Prof. für Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Statistik, Leiter des Statistischen Seminars, 1966-1967 Rektor der Universität Zürich	Ab 1960 Schriftführer, 1968-1970 interimistisch Vorsitzender
Ernst Vaterlaus	1955-1959	Regierungsrat und Ständerat des Kantons Zürich	Beisitzer
Walter Storck	1957-1971	Rechtsanwalt	Schatzmeister

Name	Mitglied des Kuratoriums	Beruf/Amt	Funktion in der Stiftung
Hans Rudolf Schinz	1958-1966	Prof. für medizinische Radiologie, Leiter des Röntgeninstituts des Kantonsspitals Zürich, Zürcher Kantonsrat	Stellv. Vorsitzender
Walter König	1959-1970	Regierungsrat des Kantons Zürich	Beisitzer
Ernst Hadorn	1960-1972	Prof. für Zoologie, Direktor des Zoologischen Instituts, 1962-1963 Rektor der Universität Zürich	Ab 1967 stellv. Vorsitzender
Gian Töndury	1966-1977	Prof. für Anatomie, 1959-1964 Präsident der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft, 1968-1969 Rektor der Universität Zürich	Beisitzer
Josef Biegert	1968-1985	Prof. für Anthropologie, Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich	Ab 1971 Vorsitzender
Andrea Prader	1969-1987	Prof. für Medizin, Direktor des Kinderspitals in Zürich	Beisitzer

Tab. 1: Mitglieder des Kuratoriums der Julius Klaus-Stiftung, 1921-1969.

Tatsächlich gelang es stets, Personen mit wissenschaftlichem Ansehen und Gewicht zu gewinnen. Wie eine Zusammenstellung von sämtlichen Kuratoriumsmitgliedern zwischen 1920 und 1970 verdeutlicht (siehe Tab. 1), handelt es sich bei den Exponenten der Stiftung um eine kleine, aber hochkarätige Personengruppe.⁴³ Von den 24 Personen, die in diesem Zeitraum dem Kuratorium angehörten, waren 16 Dozenten der Universität Zürich, von denen alle eine ordentliche Professur und die meisten zusätzlich eine leitende Funktion als Direktoren von Instituten oder Kliniken bekleideten. Die Hälfte von ihnen, nämlich acht, übten im Laufe ihrer Karriere das Amt des Dekans an der Naturwissenschaftlichen⁴⁴ oder der Medizinischen Fakultät aus. Bemerkenswert ist insbesondere, dass in den ersten fünfzig Jahren der Stiftung nicht weniger als fünf Rektoren der Universität Zürich während ihrer Amtszeit zugleich Mitglied der rassenhygienischen Stiftung waren.

Viele der Kuratoriumsmitglieder verfügten auch über ein großes Renommee in der internationalen Wissenschaft oder übten prestigeträchtige

⁴³ Siehe dazu: Jb. der JKS, 1921-1969.

⁴⁴ Offiziell hieß diese Fakultät Philosophische Fakultät II. In den Quellen ist jedoch häufig von der »Naturwissenschaftlichen Fakultät« die Rede. Zum besseren Verständnis verwende ich im Folgenden diesen Begriff.

Funktionen in Gesellschaft und Politik aus. Zu nennen ist hier beispielsweise der international bekannte Gerichts- und Arbeitsmediziner Heinrich Zangger. Der mit Albert Einstein befreundete Professor wurde mit insgesamt fünf Ehrendoktoraten von deutschen und Schweizer Universitäten ausgezeichnet und erhielt 1924 den Marcel-Benoist-Preis.⁴⁵ Ebenfalls mit diesem wichtigsten Wissenschaftspreis der Schweiz ausgezeichnet wurde Kuratoriumsmitglied Ernst Hadorn, der international wohl renommierteste Schweizer Genetiker der Nachkriegszeit, der neben vielen Auszeichnungen unter anderem in die US-Amerikanische *National Academy of Sciences* aufgenommen wurde.⁴⁶ Politisch einflussreich war der Statistiker und Finanzwissenschaftler Eugen Grossmann, der 26 Jahre lang im Kuratorium und 16 Jahre davon im Vorstand mitarbeitete. Als wiederholt von staatlichen Stellen eingesetzter Experte übte er von den 1920er bis in die 1950er Jahre erheblichen Einfluss auf die Finanz- und Steuerpolitik des Bundes aus.⁴⁷ Auch weitere Kuratoriumsmitglieder gehörten zu den damals besonders angesehenen und einflussreichen Professoren der Universität Zürich, so etwa Hans Rudolf Schinz, ein international renommierter Radiologe und politisch einflussreicher Kantonsrat der Freisinnig-Demokratischen Partei, Hans Steiner, Initiator und erster Direktor des Zoologischen Gartens in Zürich, Karl Hescheler, langjähriger Direktor des Zoologischen Instituts, oder Wilhelm Löffler, der zunächst die Poliklinik und dann zwanzig Jahre lang die Medizinische Klinik in Zürich leitete.⁴⁸

Bezüglich der Gewichtung der wissenschaftlichen Disziplinen fällt auf, dass besonders die biologischen Disziplinen Botanik und Zoologie im Kuratorium stark vertreten waren. Demgegenüber ist es bemerkenswert, dass kein einziger Psychiater dem Kuratorium angehörte. Dies ist insofern erstaunlich, als die Historiographie zur Eugenik in der Schweiz stark auf die Psychiatrie fokussiert hat, der innerhalb der Wissenschaft eine Führungsrolle bei der Verbreitung eugenischer Ideen zugekommen sei.⁴⁹ Es soll hier nicht die große Bedeutung der Psychiatrie bei der Ausprägung eugenischer Denkmuster bezweifelt werden. Die Geschichte der Julius Klaus-Stiftung deutet indessen darauf hin, dass auch die biologischen Wissenschaften, die Anthropologie und die Medizin eine erhebliche und oftmals unterschätzte

45 Mörgeli 2014; Medicus 1996.

46 Siehe zu Ernst Hadorn: Stettler 2002, S. 172-181; Nöthiger 2002; Nöthiger 1976; UAZ, AB.I.0869, Dekanatsakte Ernst Hadorn (1902-1976).

47 Zu Eugen Grossmann siehe: Longchamp 2007.

48 Siehe zu Schinz: Mörgeli 2011; Dommann 2003. Zu Steiner: Ziswiler 2012. Zu Hescheler: Ziswiler 2011. Zu Löffler: Rüttimann 2008; Koelbing 1983, S. 376-384.

49 Siehe beispielsweise Ritter 2009, S. 154.